

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 5.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1881]

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stifter.

(4. Fortsetzung.)

Erst wollte Herr Specht gar nicht glauben, daß es dem Bauern um seine Ablehnung ernst sei. Er solle nur keine Umschweife machen und sagen, was er haben wolle für das Gut. Er — Specht — wisse genau, daß dasselbe seit langem schon feil, und nur, weil sich noch keine Käufer gefunden, noch nicht verkauft sei.

Aber der Weidenbauer blieb völlig unzugänglich. Zuletzt, als Herr Specht selbst anfang, Gebote zu machen, drehte sich der Bauer mit dem Bemerkten, er müsse in's Feld, der Herr könne sich's ja bequem machen, wenn er Lust dazu habe, zur Tür hinaus, und ließ so Herrn Specht einfach stehn.

Dieser war wütend. So total umsonst hierher gekommen zu sein, die abscheuliche Leiterwagenart, und eine ganze Menge Grobheiten erduldet zu haben, und nun nicht einen Heller Schmerzensgeld dafür in Aussicht. Specht machte sich tiefingrimmig auf den Weg nach dem Dorfwirtshause — dort gab's einen guten Tropfen. Der Wirt hatte früher die Eisenbahningenieure und Wertmeister beherbergt und an ihnen viel Geld verdient; seit jener Zeit her hatte er immer einen guten Schoppen Rheinwein im Keller, — da konnte man im Notfall auch einen großen Mergel im süßigen Stoff extränken.

Daß Herrn Spechts Mergel groß war, merkte mehr als eine Seifersdorfer Seele, bevor er noch im Dorweg des Gasthauses zum „heiligen Petrus“ seinen Einzug gehalten hatte.

Ein par Kinder begegneten ihm und boten ihm den in katholischen Gegenden üblichen Gruß:

„Gelobt sei Jesus Christus!“

Herr Specht, der weder an Gott, noch an den Teufel glaubte, obgleich er da, wo's ihm aus Geschäftsrücksichten praktisch erschien, auch gelegentlich den Gläubigen und Gottesfürchtigen zu spielen wußte, sah nicht den mindesten Grund, vor solchen „Bauernfragen“ zu heucheln, er antwortete also nicht „In Ewigkeit“, wie er's sonst wol getan hätte, sondern grunzte seiner augenblicklichen Stimmung gemäß, vernemlich genug: „Das fehlte mir grade, nichts-nutzige Maulaffen.“

Die Kinder blieben stehen und sperreten Mund und Nase auf. Das war einer von den bösen Gottesleugnern, die Höllebrater, wie sie der Herr Kaplan nannte, der ein sehr strenger Herr war und in der Kinderlehre die Nezer und Gottesleugner nicht schwarz und abscheulich genug schildern konnte. Als Herr Specht in der Dorfgasse ihren Blicken entschwunden war, berieten sie, es waren ihrer vier an der Zahl im Alter von neun bis dreizehn Jahren,

was angesichts des erschreckenden Vorfalls zu tun sei, und kamen zu dem Beschlusse, der Steffen, der dreizehnjährige, müsse unbedingt auf der Stelle Seiner Hochwürden, dem Herrn Kaplan melden, daß ein leibhaftiger Höllebrater in's Dorf gekommen sei und die Kinder gotteslästerlich anfare.

Gesagt — getan.

Herr Specht war indessen so ziemlich bis zum „heiligen Petrus“ avancirt, aber ehe er hinter dessen Fleischstöpsen und Weinflaschen das gewünschte Khl fand, passirte ihm noch etwas Fatales:

Es kam ein Wagen die Dorfstraße daher, just als er sie überschreiten wollte. Herr Specht war gar nicht in der Laune, wartend still zu stehen oder auch seinen Schritt zu beschleunigen. Mögen die langsam fahren, dachte er, und ging, als sähe und hörte er den Wagen nicht, in dem einmal angenommenen Tempo über den Farweg. Der Kutscher dachte aber gar nicht daran, langsamer zu fahren und meinte bei sich: Der Dicke wird schon beiseite springen, wenn ihm die Pferde auf der Pelle sind! und schrie nun, als diese Herrn Specht beinahe schon erreicht hatten, mit Donnerstimme:

„Heda, vorgehen! Himmeldonnerwetter nochmal!“

Als Herr Specht die Pferdeköpfe in bedrohlicher Nähe sah, merkte er, daß er sich getäuscht, und daß schnelligste Flucht ihn allein vorm Ueberfahrenwerden retten könne — er ermannte sich daher zu einem Sprunge so hoch und weit, wie er ihn in seinem Leben noch nicht riskirt hatte — und so geht's, wenn der Mensch einmal seinen Unglückstag hat! — sprang bis dicht an den Rand des schmutzgefüllten Chauffeegrabens, wo für seine Füße kein Halt war — also, daß er ausglitt, und beim Versuch, sich aufrecht zu erhalten, seitwärts umfiel. Das war eine verzweifelte Geschichte.

Beide Füße steckten weit bis über die Knöchel im zähen Schlamm des Grabens, die rechte Hand teilte das Schicksal der Füße, während die linke krampfhaft einen Chauffeestein umklammert hielt; der Hut war weit weggeflogen und von einem beutelustigen Dorfböter sofort apportirt und im Galopp davongetragen worden, und zu all' dem entsetzlichen Unheil kam noch Spott und Hohn in Hülle und Fülle — mehrere stramme Bauernmädel wollten sich schier totlachen über den Fall des dicken Stadtherrn, und zwei von den Kindern, welche ihn vorher begrüßt hatten, und ihm nachgegangen waren, um zu sehen, was der Gottesleugner wolle in Seifersdorf, schrien aus voller Kehle:

„Unser Herr Jesus hat ihn gewiß selber hineingeschmiessen,

den Kezer, den Gottesleugner, den — Gelobt sei Jesus Christus — he — Sie, hören Sie's, he?"

Herr Specht war kirchbraun vor Wut im Gesicht. Er hätte sich am liebsten auf die Dirnen und die Kinder gestürzt und sie mit seinen Fäusten zu Boden geschlagen. Aber ehe er sich noch recht erhoben hatte, war schon der eine Insasse des Wagens, welcher die unschuldige Ursache seines Falles gewesen, zu ihm gesprungen, hatte ihm sorglich unter die Arme gegriffen und ihn sanft, aber fest auf die Füße gestellt.

„So,“ sagte der Herr dann, „so wäre hoffentlich wenigstens kein ernstliches Unglück geschehen, wie es scheint. Uebrigens bedaure ich sehr, mein Herr, daß die Ungeschicklichkeit meines Kutshers zu Ihrem Unfall Anlaß gegeben hat. Sie fühlen sich doch hoffentlich auch gar nicht beschädigt.“

Herr Specht sah dem hilfbereiten Träger nichts weniger als freundlich in's Gesicht.

„Danke, Herr — bis auf den Schirm scheint nichts entzwei und bis auf meinen Hut nichts zum Teufel zu sein.“

„Er ruft den Gottseibeius an!“ schrie kreuzschlagend die inzwischen schon in hellen Häufen zusammengelaufene Dorfjugend. Und: „Heilige Mutter Gottes, ist das ein Kezer!“ fügte ein altes Weib hinzu, das in der Nähe etwas zu schaffen gehabt hatte.

„Schweigt doch still, ihr Kinder, und Ihr, Frau, solltet Euch schämen!“ rief der Herr verweisend in das Gelärme, und sich zu Herrn Specht wendend sagte er: „Wenn Ihnen der Fall Verluste gebracht hat, so bin ich zum vollen Erfaze derselben bereit. Ich heiße Franz Stein, mein Herr, und bin sowol hier, als in der Residenz als der bisherige Besitzer von Seifersdorf jederzeit zu erfragen.“

„Franz Stein — ah so — richtig, Sie sind der Herr Stein,“ brumte Herr Specht. „Na, und mein Name ist Specht — Bauunternehmer Specht, und ich bin auch in der Residenz jederzeit zu erfragen. Für Ihre Hilfe danke ich, Herr Stein, aber Erfaz brauche ich, Gott sei Dank, nicht.“

„Jetzt spricht der gar vom lieben Gott!“ schrie die liebe Dorfjugend, die sich bei Nennung des Namens Stein schon so weit zurückgezogen hatte, als es ihre unbändige Neugier erlaubte, wiederum sich betreuend.

Franz Stein machte jetzt eine ernstlich drohende Bewegung, die sofort die Ruhe wieder herstellte.

Dann bot er Herrn Specht, bei dessen Namensnennung ein rautes Lächeln über sein Gesicht geglitten war, seine Seifersdorfer Wohnung an, damit er sich reinigen und, wenn er wolle, ausruhen und stärken könne. Aber Herr Specht lehnte nicht gerade höflich ab, hier wäre ja das Gasthaus, da würde er das nötige schon besorgen. Dann humpelte er mit einem kurzen Gruße, barhäuptig wie er nun einmal war, auf den Torweg des „heiligen Petrus“ zu, wo ihn der Wirt gravitatisch empfing. Inzwischen war Franz Stein schon mit einem leisen Zuge von Geringschätzung um die Lippen in seinen Wagen gesprungen und davon gefahren.

Die Betrachtungen, welche Herr Specht bei dem Genuße zweier kolossaler Beefsteaks mit Ei und Bratkartoffeln und einer Flasche Rheinwein machte, waren begreiflicherweise anfangs nicht die erfreulichsten. Im Gegentheil: er hätte die ganze Welt umbringen können; sehr merkwürdig war nur das eine: der Mensch, auf dem sich sein ganzer ungeheurer Born wie in einem Brennpunkte sammelte, war Franz Stein.

Dieser Kerl, sagte er sich, ist am ganzen Unheil schuld. Seinetwegen bin ich auf den Einfall gekommen, in dieses Nest zu gehen, seinetwegen habe ich geschlagene fünf Taler für die nichtswürdige Kutshirerei bezahlt, seinetwegen bin ich gestürzt und wäre beinahe um Leib und Leben gekommen, und — was das allerschlimmste ist — er und niemand anders ist schuld, daß ich das Geschäft mit dem Weidenbauer nicht machen konnte. Der Kerl ist eben viel schlauer, als der Narr von Häzler behauptet, — und auch noch gescheiter als ich mir gedacht habe — er hat eben einfach schon ein für den Weidenbauer wahrscheinlich sehr einträgliches Abkommen mit diesem getroffen oder hat ihm gar einen Teil seines Gutes abgekauft. So bin ich um das schöne Geschäft und in die Tinte hineingekommen, in der mich heute das ganze miserable Dorf gesehen und verhöhnt hat. Der Teufel soll diesen Grünschnabel von Stein holen — na, warte, ich will schon zu sehen, daß ich mich mal gründlich dafür revanchiren kann!

Das war eine tröstliche Hoffnung.

Herr Specht bestellte sich noch eine Flasche Rheinwein und spülte mit ihr mehr und mehr von seiner Erbitterung in's Meer der Vergessenheit.

In einem Nebenzimmer des Restaurants Lüdecke in der Haupt- und Residenzstadt B. saßen drei junge Leute bei einem Glase Bier plaudernd beisammen.

Das Zimmer war dekoriert mit allerlei Wappen und bunten Fächern, an der einen Wand präsentirte sich ein großes photographisches Gruppenbild und an der andern symmetrisch verteilt erglänzten gekreuzte Schläger und krumme Säbel im Scheine der zwei Gasflammen, welche das mittelgroße Gemach erhellen.

Wir befinden uns also offenbar in der Kneipe einer akademischen Verbindung und haben, wie die in ihrer „Kouleur“ mit der Farbenzusammenstellung der Fächern übereinstimmenden Cereviskappen und Bänder auf Haupt und Brust der drei jungen Leute vertragen, studentische Mitglieder dieser Verbindung vor uns.

Das Gespräch der Drei scheint ein sehr ernstes zu sein. Wenigstens zeigen die jugendlichen Gesichter das Gepräge ernsthaften Ueberlegens und die Stimmen erklingen, bei allem, was sie vorbringen, ungemein gewichtig und wichtig.

„Ich sage dir, Thor, es wäre aber doch besser und unsren Zwecken angemessen gewesen, wenn wir zum mindesten in dieser Beziehung auf dem Boden der Landsmannschaften stehen geblieben wären und das Keuschheitsprinzip angenommen hätten.“

„Das verstehst du nicht, mein Junge,“ antwortete der mit Thor Angeredete, ein kräftiger Jüngling, dessen stattliche Figur, samt dem klugen, feingekrümmten, von dunkelbraunen Locken umramten Gesicht und den blitzenden Augen ihm bei allen Mädchen die Prädikate „schön“, oder gar „prachtvoll“, „reizend“ einzutragen pflegten. „Wir konnten und durften das nicht tun, und zwar aus drei Gründen, von denen jeder einzelne vollkommen ausgereicht hätte, uns an solcher Torheit zu verhindern.“

„Ich habe deine große Rede nicht gehört, Thor, mit der du das Keuschheitsprinzip zu Falle brachtest,“ erwiderte der erste Sprecher in einem Tone, welcher deutlich den Respekt erkennen ließ, den er dem andern entgegenbrachte. „Unsre Leute sagten alle, daß sie geradezu überwältigt gewesen sei und daß keiner mehr ein Wort dagegen eingewendet hätte. Was du aber eigentlich für Gründe entwickelt hast, wußte mir keiner im Zusammenhang und verständlich genug auseinanderzusetzen. Ich möchte dich also bitten —“

Er wurde unterbrochen — die Thür öffnete sich, ein hübscher Mädchenkopf erschien in derselben und sah nach den Studenten.

„Ah — die Resi kann nicht begreifen, daß wir heute eine volle halbe Stunde bei unserm ersten Seidel sitzen, nicht wahr, Resi?“ jagte der Dritte, welcher bisher schweigend seinen Kommilitonen zugehört hatte.

Die Kellnerin lachte.

„Das ist aber auch ein Meerwunder, Herr Häzler. Ihnen freilich würde ich es noch am ehesten zugetraut haben, Sie sind noch Fuchs und sparen Ihren Durst für den Kneipabend auf. Daß aber der Herr von Frank und auch der Herr Becker eine halbe Stunde zu einem Schoppen brauchen — das ging über meine Begriffe. Ich hab' wirklich gedacht — heut beim erstenmal einheizen in diesem Zimmer hätte die Johanna die Fensterklappe aufzumachen vergessen und die Herren wären gerade dabei, im Kolenunste zu ersticken.“

Thor, oder wie er mit seinem Profannamen hieß, Guido von Frank, lächelte und Wilhelm Häzler lachte. Der Dritte, der Theologe Becker, machte ein verletztes Gesicht.

„Ich muß sehr bitten, Fräulein Resi,“ sagte er verweisend, „ich trinke stets je nach meinem Durst.“

Er kam mit seinem Verweis bei der munteren Resi übel an. Sie erwiderte mit schelmischem Ernste:

„Da tun Sie Sich aber doch unrecht, lieber Herr Becker — soviel als Sie Durst haben, trinken Sie doch nicht — höchstens bei Sommeren, wo Sie, um die Bräuche der Verbindung zu retten, es nicht gut unter fünfundzwanzig Schoppen tun können.“

„Da hast du's, Schleiermacher,“ sagte Thor immer noch lächelnd. „Si tacuisses“*) — da wärest du in den Augen unsres Fuchses, der noch seinen Kommerz nicht gemacht, ein gerechter Gottesmann geblieben.“

Hinter der Resi erschienen jetzt in der Thür noch zwei Studenten, die nach dem zu jeder Tageszeit üblichen Gruße: „Morgen,“ der etwa wie Mo-rn erklang, an der langen Kneiptafel plaz namen.

„Also wie viel Glas Bier?“ fragte die Resi.

Frank und Häzler leereten ihre Gläser und bestellten sich ihre zweiten. Der Theologe Becker wartete:

*) Wenn Du geschwiegen hättest!

„Ihr vergeht wol, daß am letzten wissenschaftlichen Abende beschlossen worden ist, keiner dürfe fernerhin während dieses Abends mehr als drei Schoppen trinken.“

Daß Ihr meine Abwesenheit benutzt habt, solche Nartheit zu beschließen, weiß ich,“ versetzte Thor. „Der wissenschaftliche Abend beginnt aber nicht schon in dem Momente, du gottesfürchtiger Tugendspiegel, du, in welchem du deine Leichenbittermiene aufsteckst. Ich trinke also jetzt vor dem wissenschaftlichen Abend soviel ich Lust habe, sonst würde mein heutiger Tendenzvortrag am Ende so trocken ausfallen, wie dereinst ganz sicherlich deine Predigten.“

Die übrigen Studenten, mit Ausnahme Beckers, den der Kneipname Schleiermacher zierte, waren mit Thor einverstanden, dieser aber suchte in längerer Rede nachzuweisen, daß solche Auslegung des Temperenzbeschlusses, wie er die Dreiseidelbestimmung nannte, ganz dessen sittlich gerechtem Geiste zuwider sei. Die andern kümmerten sich aber nicht um ihn, suchten vielmehr durch möglichst rasches Trinken die kurze Zeit, welche sie noch vor der Eröffnung des wissenschaftlichen Abends voraus hatten, nach Kräften auszunützen.

Inzwischen hatte sich auch das Lokal gefüllt. Ungefähr zwanzig Studenten hatten um den langen Tisch herum plazgenommen und allerlei laute, zum Teil auch launige Gespräche begonnen, deren Gegenstand oder Teilnehmerin vielfach die flott ab- und zugehende Resi war.

Mitten in den lustigen Trudel hinein ertönte plötzlich eine Glocke. Schleiermacher, der Theolog, hatte sich erhoben und rief nun so laut er vermochte:

„Silentium! Der wissenschaftliche Abend ist eröffnet!“

Diese Mitteilung des für diesen Abend am Schluß der vorigen Sitzung erwählten Vorsitzenden oder Sprechers wurde nicht gerade mit Begeisterung aufgenommen. Aus mehr als einem Munde ertönte ein schwerer Seufzer oder ein kräftiger Fluch — mehrere jammerten in komisch-släglichen Tone, daß sie sich gerade noch einen „Vorschoppen“ hätten bestellen wollen, und daß sie nun auch durch die Ueberrumpfung seitens des malitiosen Schleiermacher gezwungen würden, statt mit einem Ganzen nur mit einem schäbigen Rest den rigorosen Dreiseidelkomment des wissenschaftlichen Abends zu beginnen.

Zum zweiten und drittenmale erschallte das Gebot: Silentium aus dem Munde des Theologen. Beim drittenmal wurde es still im Kreise — wer jetzt nicht schwieg, konnte vom Sprecher mit einer ziemlich empfindlichen Geldstrafe, die an die Bibliothekskasse zu entrichten war, heimgesucht werden. Besonders hart wurde von dem „sittlich-ernsten“ Schleiermacher das Fluchen bestraft, dagegen war er nicht berechtigt, Seufzen strafrechtlich zu verfolgen. Wer die körperlich kerngesunde Gesellschaft nicht gesehen, sondern nur gehört hätte, würde in der Tat versucht gewesen sein, zu glauben, daß er in eine Lazarettstation für Schwerverwundete geraten sei, solch' ein Seufzen und Stöhnen stieg durch die dicken Rauchwolken, welche sich über die akademische Gesellschaft gelagert hatten,

zur gewölbten Zimmerdecke empor, während Schleiermacher seine theologische Eröffnungsrede hielt. Er schloß mit den mahnenden Worten: „Nun hoffe ich, daß der Ernst, welcher uns diesen wissenschaftlichen Abend einzufügen veranlaßte, allgemach auch sich in der Haltung aller anwesenden Bundesbrüder für die Dauer unseres heutigen Beisammenseins bemächtigen wird und erteile das Wort zu dem ersten Tendenzvortrage in diesem durch eine tiefgreifende Reform unserer Verbindung eingeweihten Semester unserm lieben Bundesbruder Thor!“

Durch die Reihen der Studenten ging ein Gemurmel des Beifalls. Thor, der wegen seiner Beredsamkeit, insbesondere wegen seines prachtvollen Stimmorgans den Namen des altnorðischen Donnergottes erhalten hatte, stand auf, stellte mit einer kräftigen Armbewegung seinen Stuhl vor sich hin, so daß er sich mit den Ellenbogen auf dessen hohe Lehne stützen konnte und hob zu reden an.

In der Einleitung faßte er die Gründe zusammen, welche die Reform der Verbindung, die ursprünglich nur gemüthlich-gesellige Zwecke gehabt, hervorgerufen hätten. Es habe sich die Suevia, so hieß die Verbindung, mit den ältesten ihrer alten Herren, soweit sie noch am Leben seien, in Verbindung gesetzt und sei zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihre Gründer vor mehr als dreißig Jahren von den ernstesten Zielen, nicht nur wissenschaftlichen, sondern sogar politischen, geleitet worden seien. Die politische Reaktion habe zu verschiedenen Zeiten der Vereinigung das Leben schwer gemacht und sei schließlich in den fünfziger Jahren gezwungen, ihren ursprünglichen Namen und Charakter, den der Burschenschaft Germania, vor der Oeffentlichkeit abzulegen. Aber in der von den alten Germanen als Fortsetzung ihrer Burschenschaft gegründeten Suevia habe noch lange Zeit der alte Geist unter der Maske politischer und wissenschaftlicher Indifferenz fortgeglit, bis jüngere Studentengenerationen allmählich die Füllung mit den ehemaligen Germanen verloren hätten, um sich in dem nichtigen Treiben der Mensurkämpferie und des burschifosen Mordalirens und Kommerzirens ganz zu verlieren. Er, der Redner, sei gewiß keiner von den Studenten, welche die Traditionen des urfidelen, leichtlebigen, aller Philistrosität feindlichen deutschen Studententums mißachteten und opfern wollten, er sei nicht Simpel und Bedant genug, um nicht einzusehen, daß Jugendkraft und Lebensfreude allein jene hohe Spannkraft des Geistes erzeuge und erhalte, welche aller Unbill des Lebens gewachsen und überlegen sei, er sei aber auch nicht oberflächlich und beschränkt genug angelegt, um Jugendlust und Lebensgenuß als einzigen oder Hauptzweck des Lebens aufzufassen und zu verfolgen. Sie seien ihm, und meist allen wahren Vernunftmenschen nur Mittel zum Zwecke, und dieser selbst sei ihm: mit allen Kräften des Leibes und der Seele teilzunehmen, oder sich zu solcher Teilnahme vorzubereiten, zur Teilnahme an der großen Kulturbewegung der Menschheit. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Zweckmäßigkeit in der Sternenwelt.

Von P. Höpfer.

(1. Fortsetzung.)

Es blieb somit für die Neuzeit noch viel zu tun übrig und erst diese hat sich das unvergängliche Verdienst erworben, den scharfen Nachweis geführt zu haben, daß die Zweckmäßigkeit und Harmonie in der großen Weltuhr, soweit man davon überhaupt sprechen kann, das schließliche Ergebnis unausgesetzter Entwicklung und Veränderung und die notwendige Folge eines völlig blinden Waltens der Naturkräfte und der Bewegung der geballten oder verteilten Materie ist, ja daß jeder, selbst der chaotische Zustand derselben endlich in gewissem Grade zur Ordnung und zum Frieden führen müsse.

Allerdings sind nun, wie aus einer früheren Andeutung schon hervorgeht, die Bedingungen der Zweckmäßigkeit im Makrokosmos nicht so mannichfach und so subtiler Natur, als diejenigen der Tier- und Pflanzenwelt. Vielmehr verstehen wir unter der kosmischen Zweckmäßigkeit einen Zustand, bei dem für die Weltkörper weder aus der Richtung ihrer Spezialbewegungen selbst, noch aus den gegenseitigen Störungen in der Bewegung Zusammenstöße resultieren, also der gesonderte Bestand derselben gesichert erscheint.

Die Alten vor Kopernikus und Galilei hielten bekanntlich die Erde für den Hauptgegenstand, den eigentlichen Grund und Boden der Welt und als feststehend, während sie den Himmel als Hohlkugel tägliche Drehbewegungen um die Erde ausführen ließen. Die große Mehrzahl der Sterne, an denen man eine Veränderung ihrer Stellung nicht wahrnahm, glaubte man an jener Hohlkugel festgellebt und nannte sie deshalb Fixsterne, welche Bezeichnung noch heute gilt. Gestirne, welche außer jener täglichen Rotation noch eine besondere Bewegung zeigten, hießen Wandelsterne oder Planeten und so wurden auch Sonne und Mond zu den Planeten gezählt. Seit der ewig denkwürdigen Tat des Kopernikus sah die Menschheit nach und nach den wahren Sachverhalt ein, betrachtete indes noch immer die Fixsterne, sowie die Sonne, welche nunmehr zum Fixstern avancierte, als unbeweglich, bis sich seit vorigem Jahrhundert in Folge genauester Beobachtungen allmählich die Erkenntnis Bahn brach, daß auch die ganze Fixsternwelt in allerlei Bewegungen begriffen ist.

Wir müssen auf Grund der astronomischen Beobachtungen und an der Hand der mit mathematischer Unfehlbarkeit zutreffenden

Sätze der analytischen Mechanik annehmen, daß die Bewegung der materiellen Komplexe im Welt-raum an sich, also die den konkreten, beobachteten Bewegungen der Weltkörper zu Grunde liegende Ortsveränderung im Raum nicht die Folge der verschiedenen, von diesen Komplexen ausgeübten Kraftwirkungen ist, sondern als der von Ewigkeit her gegebene Zustand der Materie von der allgemeinen Anziehung*) nur fortwährend modifiziert wird, ähnlich wie man allen Formen der Stoffe ein Unvergängliches und Unerchaffenes, eben die Stoffe selbst, als zu Grunde liegend betrachten muß. Die einfache geradlinige Ortsveränderung, die als an der Materie haftender Zustand gewissermaßen das Material für alle Bewegungen seit jeher geliefert wird unter dem Einfluß der genannten von den Massencentren ausgehenden Kraftwirkungen zur Kurvenbewegung, welche Veränderung einer gegebenen (vorhandenen) Bewegung wir an

*) oder dem allgemeinen sphärischen Druck (Antrieb), der von mehreren Physikern der Neuzeit behauptet und als Ursache der Gravitation angesehen wird. P. K.





jedem geworfenen Stein beobachten können.

Alle Weltkörper, soweit nur immer ihre Bewegungslinien erkennbar wurden, beschreiben Kurven und am Beispiel der Planeten unseres Sonnensystems wurden die Lehrensätze aufgestellt, daß die Anziehung, die Ursache aller dieser Kurvenbewegungen, im umgekehrten Verhältnis zum Abstände der anziehenden Körper steht und daß sich unter der Wirkung dieser Anziehung jede ursprünglich vorhandene geradlinige und nicht nach dem Anziehungscentrum gerichtete Bewegung zu einer ebenen, geschlossenen und unveränderlichen Kurve (Kreis, Ellipse) gestaltet, wenn anderweitige Störungen ausgeschlossen sind und die Bewegung nicht durch widerstehende Medien verlangsamt wird. Jeder Weltkörper, so lehrt ferner die Mechanik, — und auch diese Lehre hat ihren realen Boden in den Tatsachen — der um einen andern mit ihm durch die Gravitation verbundenen Körper freist, übt auf diesen eine Wirkung aus, die ebenfalls in einen Umlauf und zwar einen mit dem Umlauf des ersten Körpers genau korrespondierenden aus schlägt, vorausgesetzt, daß beide

Körper sich sonst frei bewegen können. Das Resultat ist ein Gegentanz beider Körper um einen Punkt, der zwischen ihren beiden Schwerpunkten liegt; nur beiläufig sei bemerkt, daß dieser Mittelpunkt der gemeinschaftlichen Drehung derjenige Punkt ist, den ein jeder der beiden Körper in derselben Zeit erreichen würde, wenn er ausschließlich dem Antriebe derjenigen Kraft folgen könnte, die beide zu einem System verbindet. Eine größere Masse wird aber von einer gegebenen Kraft in einer gewissen Zeit im umgekehrten Verhältnis ihrer Größe (Schwere) eine kürzere Strecke bewegt, als eine kleinere und daher liegt jener Mittelpunkt der gemeinschaftlichen Rotation, den man auch den Schwerpunkt des Systems nennt, bei ungleichen Massen der Körper stets näher der größeren Masse, bei gleichen Massen in der Mitte zwischen beiden. So liegt das Centrum der Bahn unseres Mondes nicht im Mittelpunkt der Erde, sondern ist im Verhältnis der Erdmasse zur Mondmasse aus dem Erdmittelpunkt nach dem Monde zu gerückt, und eigentlich bewegt sich nicht der Mond um die Erde, sondern Erde und Mond bewegen sich in gleicher Zeit um diesen gemeinschaftlichen Schwerpunkt, der überdies nicht an eine Stelle festgebunden ist, sondern je nach dem wechselnden Abstände beider Körper seine Lage verändert.

So wie mit Erde und Mond ist es aber mit allen Binarsystemen*) im ganzen Kosmos.

Wer sich diese Erscheinung bei der Bewegung zweier miteinander verbundenen Körper einigermaßen veranschaulichen will, der verbinde zwei Bälle mit einem Faden und werfe beide in die Höhe. Sobald sich in der Luft der Faden spannt, treten die Drehbewegungen um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt ein, der bei verschiedenem Gewicht der Bälle stets dem schwereren Balle näher liegt. —

Ähnlich ist das Verhalten von drei oder mehreren mit einander tanzenden Massen. Wenn zwei Körper, die sich als Binarsystem um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt schwingen, von einem dritten umkreist werden, so reagiert diese Umkreisung auf die beiden ersten Körper derart, daß sich diese nun ihrerseits auch um den dritten Körper schwingen und als Endresultat erscheint ein kreisförmiger oder elliptischer Lauf aller drei Körper um ein gemeinschaftliches Centrum an dessen Feststellung alle drei Glieder des Systems nach Verhältnis ihrer Massen Anteil nehmen. Dabei können noch die Spezialfälle obwalten, daß das Binarsystem der beiden ersten Körper als solches den neuen Schwerpunkt umkreist, oder auch, daß einer der ersten beiden Körper mit dem neu hinzugekommenen ein neues Binarsystem bildet, welches außer der Bewegung um den Schwerpunkt des ganzen Systems seinen eigenen Umlauf hat, was ganz von den Abstands-, Bewegungs- und Massenverhältnissen der beteiligten Körper abhängt.

Geht der Umlauf aller drei Körper in einer Ebene mit gleicher Winkelgeschwindigkeit**) und unter Beibehaltung der ursprünglichen Abstände der drei Körper von einander vor sich und ohne, daß zwei davon ein Untersystem bilden, so ist der Schwerpunkt des Systems in der Lage unveränderlich. Anders ist die Sache, wenn die Körper verschiedene Winkelgeschwindigkeiten, verschiedene Bahnebenen oder wechselnde Abstände aufweisen; dann ist der Schwerpunkt ein stets wechselnder und der ganze Vorgang der Umkreisung mehr oder weniger verwickelt. Alles Gesagte gilt nun auch von einem System von mehr als drei Körpern, die gegen einander gravitieren und in Bewegung begriffen sind — doch ist es klar, daß bei der Vermehrung mit einander kreisender Massen das Gezeig der Bewegung für jede einzelne Masse immer komplizierter wird und wol schließlich fast gar nicht mehr als solches erkennbar ist, wenn die genannten Verschiedenheiten stattfinden; es erscheint ein solches System alsdann als Chaos.

Ein System von Weltkörpern mit verschiedenen Bahnebenen, verschiedenen wechselnden Abständen, Winkelgeschwindigkeiten zeigt sich uns schon in unserer nächsten Nähe in unserm Sonnensystem, jedoch mit der Eigentümlichkeit, daß einer der Körper, die Sonne, im Vergleich mit allen übrigen zum System gehörigen Massen so mächtig ist, daß das Umlaufcentrum des ganzen Systems für gewöhnlich noch innerhalb des Sonnensystems fällt.***)

*) Systeme von zwei mit einander umlaufenden Körpern.

**) Beschreibung gleicher Winkel in gleichen Zeiten.

***) Ein Umstand, der mit der Tatsache der vergleichsweise geringen Steigungen der Planetenbahnen entschieden zu Gunsten der Laplace'schen Hypothese der Entwicklung von Sonne und Planeten spricht. Bekanntlich steht der Laplace'schen Hypothese über die Entstehung des Planetensystems diejenige Kant's, obwol beide einiges Gemeinsame

Wie sich aus vielen Familien die Gemeinde, aus vielen Gemeinden die Nation und aus vielen Nationen die Völkerstämme zusammensetzen, so besteht durch die unendliche Welt der schwebenden Kugeln, soweit erkennbar, das Prinzip der wiederholten Gruppierung. Die Systeme der Planeten mit ihren Trabanten sind Glieder des Sonnensystems; eine ungezählte Menge von Sonnensystemen setzen unser Fixsternheer — beiläufig ein Weltkörperhaufen von solch erstaunlicher Ausdehnung, daß der Lichtstrahl (Geschwindigkeit gegen 42,000 Meilen pro Sekunde) nach angestellten Berechnungen sechs bis achtausend Jahre braucht, um sein Gebiet zu durchmessen — nach der scheinbaren Umgrenzung durch die Milchstraße Milchstraßensystem genant, zusammen, und durch viele Anzeichen ist angedeutet, daß unser Milchstraßensystem mit tausenden gleichartiger und in der Ausdehnung ebenbürtiger, wahrcheinlich in verschiedenen Stadien der Entwicklung begriffener Systeme, den Nebelflecken, eine Gruppe bildet, die wieder mit andern solchen Gruppen einen unfaßbar ausgedehnten Teil des Universums ausmacht. Aber auch innerhalb des Milchstraßensystems sind partielle Gruppierungen wahrzunehmen. — Kann es nun nach den Ergebnissen der Spektralanalyse nicht mehr zweifelhaft sein, daß wir in den Fixsternen — gleich unserer Sonne — glühend flüssige, von glühenden Gasen umgebene und in der Qualität des Stoffes mit den Körpern unseres Sonnensystems völlig übereinstimmende Kugeln zu erblicken haben, so ist auch der Schluß gerechtfertigt, daß dieselben Kräfte, welche in unserm Sonnensystem die Bewegung der Planeten bestimmen, auch in jenen fernen Regionen in gleicher Weise tätig sind. Die allgemeine Gravitation, die den fallenden Stein zur Erde treibt — mag diese nun von einer in den Körpern sitzenden Anziehungskraft, oder von einem von diesen ausgeübten und durch den Raum fortgepflanzten Druck herrühren, was hier nicht erörtert werden soll — sie ist es auch, welche als die anfänglichste Ursache aller jener Gruppierungen im weiten Weltraum betrachtet werden muß, sie ist es ferner, welche eine allgemeine kausale Wechselbeziehung zwischen den entferntesten Gliedern der Systeme herstellt; unter ihrem Einflusse bilden sich die Schwerpunkte der Gruppen, jene virtuellen Punkte, von denen oben gesprochen wurde, und da die Fixsterne sich bewegen, so müssen wir unserer Fixsternwelt unter Voraussetzung verschiedener Bewegungseinrichtungen den Charakter eines chaotischen Durcheinander im oben angezogenen Sinne beilegen.

Zwar wird es für den Augenblick überraschen, eine solche Bezeichnung auf unsern Fixsternhimmel angewendet zu hören, denn nur zu mächtig hat der Eindruck majestätischer Unveränderlichkeit, den derselbe darbietet, unsere Anschauung beeinflusst, und auch andererseits möchte wol manchem der Begriff eines wirren Durcheinander für die Bewegung der Fixsterne nicht recht passend erscheinen, weil wir damit gewöhnlich eine lebhaftige Bewegung

haben, in zwei wesentlich n Fragen diametral gegenüber: in der Frage nach der Entstehung der Bewegung — derjenigen der Planeten im speziellen, wie der Bewegung der Weltkörper überhaupt — und in der Beziehung zu der Lehre von der Wärme. Der Kant'sche Urstoff ist, um es ganz kurz auszusprechen, Staub, feste Materie in feinsten Zerteilung, eine jede Bewegung und eine die Molekularschwingung der Wärme; alle Bewegung läßt Kant aus der Wirkung von Anziehung und Abstoßung der Massenteilchen resultieren, und die Wärme (der Sonne etc.) entsteht bei ihm erst nach der späteren Vereinigung und Ballung derselben. Nach Laplace existierte an Stelle des Sonnensystems — er beschränkte sich bei seinen Entwicklungs-Hypothesen zumeist auf dieses — weit über die heutigen Grenzen desselben hinaus eine Gasmasse, also nach unserer heutigen Gasteorie ebenfalls äußerst fein zerteilte Materie, aber in molekularen, in sich zurückkehrenden Bewegungen begriffen. Ferner nimmt Laplace eine Urbewegung aller Materie an, die auch der Nebelmasse unseres Sonnensystems innewohnte, bei der späteren Sondernung und Verdichtung der Masse auf die Teile überging und unter der Wirkung der Gravitation zur Kurvenbewegung geworden ist. Während sich nun die Kant'sche Hypothese, soweit sie sich mit der Entstehung der Bewegung und den augenfälligsten Eigenschaften der Planetenbahnen befaßt, mit der fortschreitenden Erkenntnis der Natur mehr und mehr als haltlos erwiesen hat, zeigte sich die Laplace'sche Theorie für die Kosmologie als ein in der Hauptsache brauchbares Fundament. Nur in einer Beziehung erlangt die Kant'sche Darstellung vor der Laplace'schen scheinbar eine höhere Bedeutung, nämlich in jener größeren Frage, wie ein ganzes Heer von Sonnen sich entwickelt hat, beispielsweise dasjenige System der Fixsterne, von dem wir von der Erde aus mit bloßem Auge 6000 bis 70.000 Stück als gesonderte leuchtende Punkte sehen und zu dem unser Sonnensystem gehört. Hier erscheint jene einfache Annahme der Bildung einer großen Anzahl nahezu gleichwertiger Verdichtungscentren als unabwieslich, jene Annahme, die Kant auch für die Bildung der Planeten macht.

verbinden. Indessen ist das nur richtig, wenn wir den Maßstab unsers Daseins und unserer Entwicklung auch an die Erscheinungen des Weltraums legen, und innerhalb einiger Jahrhunderte oder Tausende allgemeine Veränderungen erwarten in Regionen, bei denen die Tausende gleichsam nur Zeitlichkeiten vorstellen — Sekunden im Lebenslaufe der Systeme. Jede Sache hat aber ihren eigenen Maßstab und die Sternwelt den allergrößten. Wenn wir mit Alexander v. Humboldt „zusammengedrängt denken, was durch große Zeitabschnitte getrennt ist,“ um das Chaos der Fixsternwelt als solches zu erkennen (Kosmos, erster Teil), so verkleinern wir damit die gewaltigen Verhältnisse des Universums in der Phantasie, um sie mit unserm Maßstabe messen und darnach beurteilen zu können. Die „Größe der Welt“, resp. die erstaunliche Ferne der Fixsterne ist die Ursache, warum uns deren Bewegungen Zeit ließen, sie in „Sternbildern“ zusammenzufassen.

Um die scheinbare Starrheit der Fixsternkonstellationen mit dem Begriff der stetigen Bewegung in Einklang zu bringen, mag folgende Einschaltung dienen. Ein jeder Leser kennt den Gürtel des Orion, jene drei schönen Sterne im genannten Sternbilde, die in gleichem Abstände von einander fast eine gerade Linie bilden. Ein solcher Abstand ist etwa gleich $1\frac{1}{2}$ Grad eines Meridians des Himmelsglobus. Denken wir uns diese 3 Sterne nur soweit von uns abgehend, wie der nächste Fixstern (a Centauri, Abstand $3\frac{1}{2}$ Lichtjare) und nehmen an, einer davon bewege sich nach seinem Nachbarstern hin mit der Geschwindigkeit, wie sie für den Sirius gefunden wurde, mit 6 Meilen per Sekunde, so könnten gleichwol in unserm Geschlecht noch zwanzigmal die Generationen wechseln und mit ihnen — hin und wider — auch die „ewigen“ und „unantastbaren“ Staats- und Gesellschaftsrichtungen, denn der Stern würde sein Ziel erst, nachdem 6 Jahrhunderte abgelaufen wären, erreichen: er hätte nämlich einen Weg von 120000 Millionen Meilen zurückzulegen. Nun ist ferner zu bemerken, daß alle Fixsterne, mit Ausnahme des genannten, weiter von uns entfernt sind, als $3\frac{1}{2}$ Lichtjare; wenige sind unter 100 Lichtjaren, viele von 100 bis 500, die überwiegende Mehrzahl der Fixsterne unsers Systems ist zwischen 500 bis 4000 Lichtjare von uns entfernt. Ein Stern, der nur 500 Lichtjare von uns absteht, würde zur Zurücklegung jener $1\frac{1}{2}$ Grad des obigen Beispiels schon 92 tausend Jare gebrauchen. Nehmen wir hinzu, daß es durchaus nicht die Regel ist, die Bewegung der Fixsterne normal zu unserer Gesichtslinie vor sich gehen zu sehen, sondern daß wir in den meisten Fällen die Bewegungen nur in der Projection, also verkürzt, erblicken, so ist leicht einzusehen, daß zu allgemeinen Veränderungen in der gegenseitigen Stellung der Fixsterne Zeiträume gehören, gegen welche die par Tausende, die seit den Zeiten der chaldäischen Sternbücher verfloßen, fast bedeutungslos sind.

Wie schon erwähnt, ist die Beweglichkeit der „Fixsterne“ durch genaue Untersuchungen konstatiert worden und zwar hat man bei einigen eine nicht ganz unbeträchtliche Veränderlichkeit des Standortes nachgewiesen. Ferner zeigten gewisse Doppelsterne Umlaufbewegungen, um einander als Binärsysteme; bei anderen Fixsternen wurden solche ermittelt, welche auf das Vorhandensein bedeutender mitumlaufender, nicht leuchtender Körper schließen lassen — kurz, es ist kein Zweifel mehr möglich, daß in der ganzen Fixsternwelt ebensowenig Ruhe und Unveränderlichkeit zu finden ist, als in unserm Planetensystem und auf unserer Erde.

Nicht pessimistische Tendenzen sind es, sondern objektische Beweggründe, welche bei der Erörterung der kosmischen Zweckmäßigkeit zu dem sehr wichtigen Satze führen, daß die Bewegung der Weltmaterie die erste Unzweckmäßigkeit in der Welt ist. Wäre die Bewegung, d. h. jenes unabänderliche Verhältnis der stetigen Abstandsveränderung, das allen Bewegungsercheinungen der Stoffmassen, wie oben besprochen, zugrunde liegt, nie vorhanden gewesen, so würde keine Welt in unserm Sinne existieren, denn die Wirkung der materiellen Kräfte, die wir seit Newton bei Anziehung nennen, hätte sich darauf beschränkt, die Massen in einzelnen ruhenden Haufen zu vereinigen. Die Materie unsers Fixsternsystems z. B. als Gasmasse gegeben, würde sich in bestimmter Zeit zu einzelnen Körpern verdichtet haben, und das Zusammenstreffen dieser einzelnen Körper und die Vereinigung zu einer einzigen Masse im gemeinschaftlichen Schwerpunkt wäre die schließliche Folge gewesen, ein Resultat, das hinsichtlich der Ordnung und Harmonie gewiß nichts zu wünschen übrig gelassen hätte. Und wenn auch angenommen werden muß, daß die beim Zusammenstoß der Massen entwickelte Wärme in gewissen Fällen hinreichen würde, die zusammengetroffenen Massen immer wieder

in Gas aufzulösen und im Umfange der ursprünglichen Ausdehnung zu zerstreuen, so würde die unendliche Zeit doch nur mit einem, verhältnismäßig oft sich erneuernden, Wechselspiel ausgefüllt, bei dem Umdrehung und Millionen von Jaren andauernde Umläufe der Massen um einander und damit fast alle Erscheinungen, die als wichtigste Faktoren des Lebens angesehen werden müssen, fehlen würden. Es wäre einem Menschengeschlechte für alle Zeiten erspart geblieben, über das Schicksal der Individuen und des ganzen Geschlechts in allen Tonarten philosophiren zu müssen. Ein Umlauf der Erde beispielsweise, in einem Abstände von der Sonne, der diejenigen Temperaturverhältnisse bedingt, die organisches Leben erst möglich machen, könnte nicht vor sich gehen, wenn die Erde nur der Gravitation folgen würde. Sie würde in kurzer Zeit die Sonne in beschleunigter Bewegung erreicht haben.

Mit der Bewegung als bedingungslosem Urzustand besitzt nun zwar die Welt diejenige verwickelte Verfassung, welche unter sonst günstigen Verhältnissen empfindendes Leben aufkommen lassen, aber damit ist auch zugleich die Möglichkeit immer wiederkehrender Störungen, ewig wiederholter Zusammenstöße der Weltkörper, permanenten Unfriedens (Unfriedens im Kosmos nämlich, von dem noch nicht die Notwendigkeit ewiger Feindschaft der Nationalitäten hergeleitet werden darf) und damit für unsere Begriffe die Möglichkeit ewiger Unzweckmäßigkeit im Weltraum gegeben.

Das Vorhandensein der Urbewegung der Materie bedingt für dieselbe, wie aus dem Vorhergehenden folgt, zunächst den Zustand, daß der baldige, direkte Zusammenstoß der sich suchenden Massen nach den Schwerpunkten verhindert ist, und an Stelle dessen eine mit der Pendelschwingung verwante Schwingungsbewegung derselben um jene Punkte besteht. Ist nun auch in solcher Weise vorerst statt des grauerregenden Zusammenstoßes der Weltkörper der Zustand eines friedlichen Tanzes derselben um einander geschaffen, so birgt doch dieser scheinbar recht harmonische Zustand in seinem weiteren Verlaufe die Möglichkeit so arger Unregelmäßigkeiten, daß für den Frieden der Weltmaterie im Grunde nichts gewonnen, dagegen durch den Umstand, daß gerade die Umlaufbewegungen der Weltkörper die Entwicklung höherer organischen Lebens begünstigen, erit recht eigentlich der Begriff allgemeiner Unzweckmäßigkeit und Gefährlichkeit in die Welt eingeführt ist. Die Urbewegung verursacht, um es noch anders auszudrücken, eine derartige Verlängerung der Zwischenpausen zwischen den kosmischen Katastrophen, daß das empfindende Leben dabei in Mitleidenschaft gezogen wird.

Sagen wir nunmehr voraus, daß der Himmelsmechanismus nicht das Werk oder die Wirkung einer bewußten Gottheit sei, und nehmen wir an, es habe nicht ein Zustand denkbar größter Verordnung im Weltraum bestanden, so entsteht die wichtige zwiesache Frage: Könnte ein solcher Zustand unveränderlich und von ewiger Dauer sein?

Die Unzweckmäßigkeiten in einem derartigen Chaos würden, entsprechend unsern oben formulirten Begriffen über die Erfordernisse der kosmischen Ordnung und Harmonie hauptsächlich in denjenigen Katastrophen bestehen, die aus der Richtung der Spezialbewegungen der Massen selbst, sowie aus deren gegenseitigen Störungen resultiren, die bei stärkerer Annäherung von der Gravitation herbeigeführt werden. Die Antwort auf die erste Frage ergibt sich nun schon ohne weiteres; es würden sich unter dem Einflusse der Gravitation in kurzer Zeit eine Menge Systeme mit einander kreisender Massen bilden; die mächtigeren Massen würden sich sehr bald freie Bahn herstellen, indem sie nach einem sehr bekanten — und doch noch nicht genug bekanten — die ganze Natur und alles Leben beherrschenden Gesetze die kleineren bei Zusammenstößen oder durch die Wirkung der Gravitation einfach annectiren, ihrer Masse einverleiben würden. Damit würde nach und nach eine Säuberung der Räume von allen kleineren Körpern vollzogen und weil sich dieser Kampf um die gesonderte Existenz auch zwischen den mächtigeren Körpern nach dem Prinzip des Faustrechts fortsetzen würde, so müßten mit der Zeit die Zusammenstöße immer seltener werden. Wir sehen, daß sich eine Unveränderlichkeit chaotischer Zustände von vornherein als unmöglich erweist. Es zeigt sich statt dessen eine Entwicklung zu friedlichen Verhältnissen, welche Resultate allerdings nur durch Kämpfe und Katastrophen erkauft werden können, und zugleich ergibt sich, daß die einzelnen Körper durch die Annectionen selbst an Masse größer und die durchschnittlichen Abstände derselben von einander immer beträchtlicher werden würden.

Alein, eine ideale und ewige Harmonie könnte aus Zuständen,

wie die angenommenen, doch niemals hervorgehen; denn wenn auch die spätere Verfassung mit der ursprünglichen samt ihren zahlreichen Zusammenstößen und Störungen nicht mehr zu vergleichen wäre, so erfordert der Begriff vollkommenster Ordnung doch ganz andere Bedingungen. Obgleich größere Katastrophen im Laufe der Zeiten immer seltener vorkommen müßten, so wäre doch niemals die Möglichkeit solcher Ereignisse ganz aufzu-

heben und weil wir a priori annehmen müssen, daß in den unermesslichen Zeiten, die dem Weltall zu seiner Entwicklung zur Verfügung stehen, die Möglichkeit von Zusammenstößen auch immer wieder in Wirklichkeit zu solchen führen muß, so erledigt sich der zweite Teil der Frage dahin, daß der Zustand der Unordnung im Grunde genommen von ewiger Dauer sein würde.

(Schluß folgt.)

Edinburg.

Dritter Reisebrief aus Schottland von L. Fierek.

III.

Zur Geschichte der Stadt. Holyrood und Maria Stuart. John Knox und der Puritanismus. Die Prinzenstraße. Monumente berühmter Schotten. Canongate und Grassmarket. Straßenleben der Altstadt. Neu-Parthenon. Jenny Geddes und ihre Fußbank. Fernsicht vom Mound.

Edinburg gilt allgemein für eine der schönsten Städte der Welt. Diesen Ruf würde es schon dann rechtfertigen, wenn man das allermertwürdigste, nämlich seine amphitheatralische Lage am Meere außer Betracht ließe, und nur auf seine innere Bauart Bezug nähme. Zwischen dem schon erwaiten „Arthurs-Sitz“, dem einem schlafenden Löwen gleichenden Höhenzuge, etwa eine deutsche Meile vom Firth of Forth entfernt, und dem letzteren dacht sich in den mannigfachsten Gestaltungen ein Hügelplateau zum Meere ab und auf diesem ist das alte „Edinburg“ angelegt. Von den beiden Haupthügeln, die dem Ankommenden von der Wasserseite zuerst in die Augen springen, blieb der östlichere Calton Hill zunächst unbebaut, während schon im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung der westlichere, der sogenannte Schloßberg von dem angelsächsischen König Edwin von Northumberland zur Etablierung einer starkbefestigten Militärkolonie verwertet wurde. Die mannigfachsten Schicksale hatte die sich später entwickelnde rein schottische Stadt durchzumachen, bis sie in der Mitte des 15. Jahrhunderts, nach der Ermordung des schottischen Königs Jakob I., als Hauptstadt an die Stelle von Perth trat. Die Bürger Edinburgs verfehlten nicht, ihrem Königshause diese Residenzverlegung in dankbarster Erinnerung zu behalten und diesem in seinen Konflikten mit dem Landsadel kräftigst beizustehen. Jakob II. revanchierte sich bei einer solchen Gelegenheit, indem er den vereinigten Rüstern ein von der Königin gestiftetes großes blaues Banner stiftete, das später das ständige Kampfobjekt und den Siegespreis bei den internen Bürgerkriegen bildete und noch heutigen Tages vorhanden ist. 1544 litt die Stadt ungeheuren Schaden durch die englische Belagerung und darauf folgende Okkupation unter dem Earl of Hertford. Dieses Ereignis bildete aber nur den Anfang einer langen Reihe von Kämpfen und Kriegen, die an die Reformation anknüpfend, sich bis zur Beendigung der englischen Revolutionsepoche des 17. Jahrhunderts mit kurzen Unterbrechungen fortsetzten. Dies der Grund, warum in einer so alten Stadt wie Edinburg ältere Bauwerke absolut nicht zu finden sind — die Stadt ging so und so oft in Flammen auf. Das älteste Gebäude, was jetzt noch existiert, ist das Schloß Holyrood, das der Vater von Maria Stuart, König Jakob V., erbaut haben soll. Es ist dadurch interessant, daß seine durch die Dichtung so populärste Tochter hier mit Vorliebe residierte und auch ihren geliebten Sänger Rizzio ermorden sehen mußte. Die Zimmer sind noch fast ganz unverändert, so wie sie von Maria Stuart benutzt wurden. Ich vermisse nicht einmal den Blutsack an der Stelle, wo Rizzio ums Leben gekommen sein soll, eine „Sehenswürdigkeit“, welche die Parallele zu den Dintenflecken im bekanten Lutherzimmer der Wartburg bildet. In der Nationalgalerie am sogenannten Mound findet man übrigens von einem schottischen Künstler eine sehr sprechende Darstellung der Rizziozene, wie auch sonst mehrere auf die unglückliche Königin bezügliche Gemälde. Ich habe schon während meiner Schulzeit das bekante „Adieu de Marie Stuart“ zwar stets seiner herrlichen Diktion und des Wohlklangs seiner Verse wegen bewundert, aber nie recht begriffen, warum es der Schottin Maria so schwer geworden sein sollte, ihr Hofleben in Frankreich mit einem Königs-
tron in ihrem Vaterlande zu vertauschen. Jetzt begreife ich das Gedicht, nachdem ich Schottland gesehen und dies

— charmant pays de France
que je dois tant chérir!

Frankreich ist das Land des Sonnenscheins, des Geschmacks, der Geselligkeit und der Freude, lachende Fluren und saftiges Grün erfreuen den Wanderer, gastlich kredenzt man ihm den Wein und es dauert nie lange, bis man sich heimisch fühlt bei unsern Nachbarn jenseits des Rheins. Wie anders in dem öden Caledonien! Der ewig graue Himmel und die melancholische Färbung der fahlen Felsen, sie harmoniren nur zu sehr mit dem finstern Geiste des Puritanismus, der seit drei Jahrhunderten wie eine ware Landplage von hier aus über Großbritannien hereingebrochen ist, dann aber sich über den Ocean fortgepflanzt hat und in ganz Nordamerika wie eine schwarze Wetterwolke über dem Lande hängt, ewig drohend, durch seine unheilswangeren Niederschläge den gefunden Volksgeist zu vergiften und dem Volke sein Glück und seine Freude zu rauben. Man hat in der Geschichte scharf Musterung gehalten und die Despoten stigmatisirt, die Helatomben von Menschenleben ihrer Ruhmjucht schlachteten, man hat das Elend registriert, das ein einziger „frischer, fröhlicher Krieg“ für Hunderttausende von Individuen und ganze Familiengruppen zur Folge hat — wer ist der Geschichtsschreiber, der das namenlose Unheil verkündet, das ein John Knox in der Welt angerichtet? Wenn England die Schande trifft, das „Heuchelland“ geheißt zu werden, wenn seine Sabbatfeier das Volksleben bis ins Mark zerstört, wenn es so weit gekommen ist, daß fast alle Völker der Erdenrunde in einem instinktiven Hasse sich begegnen gegen die als Missionäre einwandernden und dann als Opiumhändler und unbarmherzige Ausbeuter sich entpuppenden Briten — zum größten Teil verschuldeten es die puritanischen Lehren und ihr großer Prophet, John Knox. Ich möchte dem Leser nicht gleich die Freude an dem Lande verderben, in dem er mit mir sozusagen eben erst gelandet ist. Ich will daher erst durch Stadt und Land mit ihm streifen, das Interessante beleuchten und die lobenswerten Tatsachen, von denen ich Kunde erhalten, gewissenhaft aufzeichnen. Sprechen müssen werde ich aber von der Art „Sabbatfeier“, die in Schottland ihren Ursprung hat und bei welcher das Mißbehagen des Fremden, der grade in diesem unangstlichen Lande weilt, wirklich ein Nichts ist gegenüber den schon angedeuteten geradezu erschrecklichen sozialistischen Momenten.

Die Hauptstraße Edinburgs ist die Prinzenstraße, die vom Calton Hill im Osten, an dem Schloßberge vorbei bis ins fashionable Westend führt. Ich habe viele schöne Städte gesehen und von andern gelesen, ich glaube nicht, daß sich viele Straßen in der Welt mit dieser vergleichen können. Man denke sich einen ansehnlichen Höhenzug, der mit einem Schloß und einer Reihe großartiger Bauwerke besetzt ist, schroff abfallend in eine große romantische Schlucht, die von Brücken, Spazierwegen und sehr geschmackvollen Anlagen mit Springbrunnen, Monumenten und Orchesterhallen in einem überraschend hübschen Ensemble ausgefüllt ist, so hat man die Südseite von Princess Street. Die Nordseite bildet ein tadellos aufgeworfener sehr breiter Straßendam, der von einer Reihe Prachtbauten, meist großen Hotels, flankirt wird. Während oben in der Straße mehrere Pferdebahnliesen kursiren, münden unten in der Schlucht beide Eisenbahnen, die Edinburg mit der Welt verbinden, die North British und die Caledonien Railway. Natürlich bedingt diese Lage einen riesigen Verkehr in der Hauptstraße, zu dem bei schönem Wetter — was sogar in Edinburg vorkommt! — die zahllosen Spaziergänger kommen, die sich unten in den Anlagen ergehen. Besonders stark ist die Cirkulation natürlicher Weise dann, wenn die Musikbände

des 42. Hochlandregiments in ihrem schottischen Nationalkostüm unentgeltlich in den Anlagen Konzerte gibt. Die Musik ist vorzüglich, wie denn der Schotte, wenn man von seiner notorischen Vorliebe für den barbarischen Dudelsack absieht, ein entschieden sehr gut musikalisch veranlagter Mensch ist. Sonnabend Abend spielt dieselbe Bande stets in der mächtigen edinburger Markthalle gegen 2 Pence Entree, und ich erinnere mich nicht, jemals ein größeres Konzertpublikum gesehen zu haben, das noch dazu gezwungen ist, auf die Bequemlichkeit des Sitzens zu verzichten — abgesehen von dem einem new-yorker Musikfeste im Mai 1881,

wo bei einzelnen Stücken außer dem Monstreorchester 250 Knaben und 1200 (zwölfhundert!) junge Mädchen im Chorgesänge mitwirkten.

Sehr in die Augen springend ist das große, aber nicht besonders geschmackvolle Walter-Scott-Denkmal. Eine sitzende Figur in Marmor unter einem doppelten Säulendach. Walter Scott war einer der hervorragendsten Bürger von Edinburg. Er wurde hier 1771 geboren, schrieb hier die meisten seiner zwar berühmten, aber jetzt nicht häufig genug gelesenen Romane und brachte die letzten 26 Jahre seines Lebens in dem Hause, Nord-



Jodiahallicht. (S. 71.)

schloßstraße No. 39 zu, was eine bezügliche Inschrift dem Vorübergehenden kundgibt. Aus sehr naheliegenden Gründen hat er einen bessern Platz zu seinem Monumente erhalten als sein edler und sicherlich ihn geistig weit überragende Landsmann David Hume († 1776). Hume war ein zu entschiedener Freigeist und radikaler Gegner alles Dunkelmannertwesens, als daß seine milderischen Landsleute, da sie ihn seiner Bedeutung wegen nicht ignoriren konnten, nicht wenigstens den verstecktesten Platz zu seinem Denkmale ausgesucht haben sollten. Wer nicht den Platz nach dem Plane aufsucht, wird sicherlich an dem Monumente vorübergehen, während ihm dagegen die unförmige große Säule auf der Spitze des „Calton Hill“, die den „Seehelden“ Nelson verewigt, oder das Reiterstandbild des Herzogs von Wellington, gegenüber dem monumentalen Postgebäude und zwischen den Treppen des schönen Staatsarchivgebäudes (Register-Office) sofort auffallen werden. Auch andere berühmte Schotten ermangeln der von ihren Mitbürgern zusammengetragenen Denksteine. Ich begreife, daß die Edinburger sich nicht gern erinnern lassen an den in ihren Mauern geborenen John Law, der befanntlich im 18. Jahrhundert in Frankreich die Papiergeldwirtschaft unter der Regentschaft einführte und damit zur Untergrabung des alten Regime ganz enorm beitrug, sie hätten aber selbst vom Standpunkte ihrer Denkweise aus einen Mann wie den Verfasser des „Reichtums der Nationen“, auszusagen den Vater der bürgerlich-politischen Oekonomie, Adam Smith ist in Kirkaldie, einem am Firth of Forth hübsch gelegenen Städtchen nahe Burtisland und gegenüber dem edinburger Seebade, Portobello, geboren. Dort schrieb er 1766—1776 sein Hauptwerk, nachdem er zuvor lange Jahre als Professor in Glasgow docirt hatte. Weder

in der Landeshauptstadt, noch in seinem Hauptwirkungsorte, noch endlich in seiner Geburtsstätte selbst habe ich ein Denkmal von ihm gefunden. Ich kann nicht glauben, daß diese Unterlassung auf einen Mangel an wissenschaftlichem Sinn unter den Schotten zurückzuführen ist. In Edinburg existiren eine Reihe sehr guter Schulen, die Universität — gleich der von Glasgow — wird stark frequentirt, die edinburger medizinische Fakultät soll sogar zu den allerbesten gehören, die überhaupt existiren. Und gerade in der Nationalökonomie hat Schottland bis in die Gegenwart sehr viel geleistet. Ich erinnere nur an Macleod (geb. 1821), dessen Schriften über das Kreditwesen zu den hervorragendsten Erzeugnissen der nationalökonomischen Literatur gerechnet werden. Wo Macleod geboren ist, ist mir leider unbekant, feststeht aber, daß er ein Schotte ist.

Sehen wir von der Brünzenstraße ab, so ist die Altstadt in ihrer Bauart viel origineller und interessanter als die rechtwinklich und sehr regelmäßig von Seitenstraßen durchschnittenen Parallelstraßen der Neustadt. Erst seit 1768 bestet die letztere, während die alte Canongate und der Graßmarkt viel Geschichten zu erzählen haben. Canongate beherbergte zu Maria Stuart's Zeiten die Aristokratie und hatte der ehrenwerte John Knox von 1560—72 dort sein Haus und seine daneben belegene Kapelle. Jetzt ist Canongate eine Proletarierstraße, in der abends ebenjoviel Betrunkene als Temperenzstraßenprediger mit ihrer Gesolgeschaft zu sehen sind. Ich muß hierbei einer Eigentümlichkeit der Volkssitte Erwähnung tun, die ich in ähnlicher Ausbildung in keiner andern Stadt wieder getroffen habe, nämlich die Gewohnheit der Menschen, nicht einzeln oder gelegentlich, sondern gruppenweise, ja massenhaft sich abends vor den Häusern auf der

Straße aufzupflanzen und stundenlang in dieser Stellung plaudernd und dem Getriebe zuschauend zu verharren. Die Polizei schreitet dagegen nur ein, wenn die Menschen so stark angehäuft sind, daß jeder Verkehr stocken müßte, andernfalls fügt sie sich der Sitte. An Sonntagen und nach Feierabend drängt sich dann plötzlich eine singende Prozession durch die Menge. Ist die Aufmerksamkeit erregt, wird halt gemacht und ein Straßenprediger besteigt irgend eine passende Treppe oder gar eine mitgebrachte fliegende Kanzel. Manchmal findet man auf engem Raume zwei oder mehrere Konkurrenten von verschiedenen Kirchensekten. Die Sänger suchen sich dann durch lautes Singen, die Sprecher durch dramatische Gesten und Kraftworte zu überbieten. In demselben Canongate, wo man nach der Versicherung eines sehr angesehenen schottischen Reverend abends mehr Betrunkene sehen kann als in irgend einem Proletarierquartiere der Welt, fand ich auch, wie gesagt, die andächtigsten Zuhörer bei den Temperenzstraßenpredigern! — „Grazmarkt“ war früher der Hinrichtungsplatz derjenigen Verbrecher, die man oben im Schlosse gefangen gehalten hatte. Meist waren dies Staatsverbrecher und politische oder kirchliche Sünder. Jetzt trägt man auf dem Grazmarkt nur die Häupter der Rinder und Schafe zu Markte, die zur Verspeisung durch die Edinburger verurteilt sind. Auch Korn wird verhandelt. Das alte Schloß siet von Grazmarkt bei weitem nicht so interessant aus, als von der Prinzenstraße, da man hier schon ziemlich hoch sich befindet. Die Aussicht verperrert alte Häuser. — Es gäbe nun noch manches, was der Beschreibung wert wäre, ich glaube aber nicht, daß der Leser eine erschöpfende Schilderung von allem erwarten wird. Nur noch einige Worte zur Gesamtcharakteristik.

Edinburg wirkt dadurch eigentümlich, daß man sehr häufig Nachahmungen der ältesten klassischen Bauwerke begegnet. So ist vor allen Dingen auf dem Calton Hill ein sogenanntes Nationalmonument in seinen Anfängen vorhanden, das sich sehr wesentlich von andern Nationalmonumenten dadurch unterscheidet, daß es eine Nachbildung des weltberühmten Parthenon in Athen sein oder vielmehr dieses Bauwerk in seiner Vollendung, nach schottischen Entwürfen restaurirt, darstellen sollte. Eine ganze Reihe von Säulen wurde aufgerichtet, von denen jede nicht weniger wie 1000 Pfd. St. kostete. Leider ging aber den Unternehmern, welche auf die Entzündung einer großartigen nationalen Begeisterung gerechnet hatten, das Geld aus und der in seiner „Vollkommenheit restaurirte“ Neu-Parthenon blieb noch unvollständiger wie die wirklich vorhandenen Ueberreste des Urbilds. Besser ging es mit der schon erwähnten Nationalgalerie am Mound und dem königlichen Institut, welches eine Skulpturen- und eine Antiquitätenammlung enthält. Letzterer glaube ich allen Ernstes nicht zu

nahe zu treten, wenn ich eine Fußbank als das Merkwürdigste in diesem seltsamen mixtum-compositum bezeichne. Als nämlich 1637 Karl I. die episkopale Liturgie in Schottland einführen ließ, kam es in dem Lande, wo Knox gegen „popery“ d. h. Papsttum gepredigt, zu arger Aufregung und teilweise sehr tumultuarischen Szenen. Der verdrießlichste Austritt spielte sich in der edinburger St. Giles' Kirche ab. Unter der persönlichen Assistenz des Erzbischofs Scott hatte nämlich der hohe Geistliche dieser Kirche kaum begonnen, die neue Liturgie zu verlesen, als sich eine der fanatischsten Anhängerinnen der Knox'schen Ideen, die Bürgerin Jenny Geddes erhob und ihm mit einer erschrecklichen Behemung ihre Fußbank an den Kopf warf. Der Dame bekam zwar persönlich das Attentat ziemlich schlecht, indem sie natürlich arretirt und verschiedenen Prozeduren unterworfen wurde, in der Sache aber behielt Jenny Geddes Recht. Karl I. wurde geköpft und mit dem Rufe „no popery“ stürzten sich die Puritaner in die englische Revolution. Die Fußbank aber von Jenny Geddes wanderte als Warzeichen, daß der Geist von John Knox über die katholischen Ideen gesiegt hatte, in die Antiquitätenammlung des königlichen Instituts von Edinburg.

Wer einen guten Tag trifft, wird sich gewiß nicht beklagen, wenn er die besagte Antiquitätenammlung im Rücken hat. Als dann genießt man nämlich von dort aus durch die nach der Seeseite zu führende Hanoverstraße einen Blick auf den Firth of Forth und die dahinter liegenden südöstlichen Höhen des Hochlandes, wie er nur seines Gleichen sucht. Man hat gesagt, die Hauptschönheit Edinburgs bestehe darin, daß diese bei der Stadt — vom Arthurs-Sitz aus, und sogar mitten drin — vom Schloß und von Calton Hill aus — so wunderbare Aussichten über Stadt und Umgegend sich gewinnen ließen. Ich habe im vorigen Brij das Panorama, das sich vom North Berwick Law aus bietet, näher geschildert und damit auch alles das, was man von diesen Aussichtspunkten aus siet (abgesehen von der Stadt Edinburg natürlich, die man von Berwick aus kaum unterscheiden kann). Ich behaupte aber, daß es noch weit merkwürdiger ist, daß man von der Hauptstraße der Stadt, ohne erst einen Aussichtspunkt gewinnen zu müssen, direkt auf das Meer sehen kann. Außer Genua, Neapel, Rio de Janeiro dürfte kaum eine Großstadt der Welt existiren, in welcher in dieser Weise Wohnplatz und Höhenlage hart am Meere vereint zu finden wären. Wie so oft in der Welt, hat aber auch dieser Vorzug seinen Haken. Es ist nämlich über dem Wasser in der Regel so nebelig, daß man nur an wenigen bevorzugten Tagen des Jahres Edinburg in seiner vollen Schönheit mit dem Firth of Forth als Relief bewundern kann.

Im Dorf der Schmied.

Eine Geschichte aus dem Elsaß von Max Fogler.

(4. Fortsetzung.)

Ein enger, nach oben aber nicht unbeträchtlich sich ausweitender Taleinschnitt war's, in den er hinab sah. Tief im Grunde zog sich, den letzteren gleichsam in zwei fast gleiche Hälften teilend, wie ein weißer, glitzernder Streifen mit eilig rauschenden Wellen das Bett eines Bachs, — es war derselbe, der hinter dem Dorfe, aus dem der junge Schmied heraufgekommen, vorbeischaumt und hier über zerklüftetes Felsgestein, unzählige Mulden und Schnellen bildend, brausend dahinschöß, daß das gleichmäßige starke Geräusch davon schier bis zu dieser Höhe heraufscholl. Drüben über dem blinkenden Wasser lag dunkler Forst, in tiefem, sattem Grün, nur hier und da von leisem, herbstgelbem Schimmer unterbrochen; darüber hinaus stieg es in leichten Abstufungen und die verschiedenartigsten Färbungen dem Auge darbietend höher und höher hinauf, bis ein mächtiger, langgestreckter Berggrücken, in mattblauem Duft breit dahintergelagert, dem Blicke eine sanft abschließende Grenze setzte.

Jacob Barthold hatte sich auf einen Stein zwischen das üppige Gaidekraut dicht am Rande, wo der Vorsprung des Berges steil zum Tale abfiel, niedergesetzt und sah mit entzückten Augen in die Wunder, die sich da drunten und da drüben breiteten, hinaus.

Plötzlich aber sprang er mit beiden Füßen auf und fur zusammen und sah wie erschreckt um sich. Dann glitt ein wehmütiges Lächeln über sein Gesicht, und gleich darauf faßte er sich

mit beiden Händen an der Stirn und ging trotzig ein par Schritte vorwärts, dem alten Gemäuer zu, das halb in Trümmern vor ihm lag.

Auf seinem Gesicht lag es wie ein trüber Schatten, als er, an einer großen, verwachsenen Tanne mit knorrigen Ästen, die am Eingange zwischen Schutt und wirr durcheinandergeworfenen Steinen stand, vorüber, durch das breite Tor, von dem der Bogen heruntergestürzt, in das Innere der verfallenden Burg hineinschritt.

Er tat still nachdenklich einen Schritt um den anderen und blickte fast scheu um sich. Nicht einmal ein Luftzug wehte durch die Lücken und Breschen oder das große Tor herein. Lautlose Stille allumher. Ruhig und unbewegt auch die schon halb verblichenen Blätter der großen Linde, die in der Mitte des Hofes eine steinerne, ephenüberspannende Brüstung beschattete, die dem langsam umherstreichenden jungen Schmied die Deffnung eines Brunnens zu umschließen schien; er trat hinzu und sah, daß er sich nicht getäuscht, — denn wie er sich über die Brüstung beugte, blickte er hinab in einen runden, rings von festgemauerten Steinen eingefaßten Raum, ödes Dunkel herrschte drinnen, und feuchte Luft quoll herauf und legte sich wie kalter Schweiß an das schwarze Gestein ringsum, — ja, ein Brunnen, und der war tief, tief. Wie er einen Stein aufhob und ihn leise aus der Hand hinab-

fallen ließ, lauschte er lange, lange, — endlich war er unten angekommen, und an dem Blätschern in der Tiefe konnte er merken, daß dort noch hohes Wasser stand. Wie könnte man es wol anfassen, daß durch einen Wurf, der in die Tiefe getan, ein Tropfen davon herausspritzte? —

Wie er's dachte, überließ es ihn eiskalt vor Schauer ob des weiten Wegs bis hinab, und er trat von der Brüstung zurück . . .

Da bemerkte er zur Seite ein hohes, noch ganz gut erhaltenes Gewölbe; er stieg die wenigen Stufen, über die der Weg hinauf führte, empor und schritt unter dem weit auseinandergeklafften Bogen am Eingang hinweg.

Der erste Blick lehrte ihn, daß hier einst die Kapelle der Burg gewesen; man sah noch die Nischen, wo einst die Heiligenbilder gestanden, und in einer derselben schaute sogar noch ein altes, verwittertes Steinbild melancholisch drein — dort hinten, wo die steinernen Platten den Boden bedeckten, mußte der Altar gewesen sein, — vielleicht, daß unter diesen schweren Platten noch die irdischen Ueberreste der Menschen geborgen wären, die einst hier gewohnt, gelebt, geliebt und gelitten.

Da — plötzlich war es ihm, als ob sich das Steinbild bewege und als flauten Helene Hegmar's dunkle Augen ihn an, — er wußte selbst nicht, wie ihm geschah, denn seine eigenen Augen begannen zu flirren, und es drängte sich feucht und heiß daraus hervor, und er schlug beide Hände vor das Gesicht und warf sich zu Boden und schluchzte und weinte laut . . .

Was er für die schöne anmutsvolle Tochter des Traubenvirts empfand, von dem ersten Augenblick an, in dem er sie gesehen, was er still und geheim wie ein Träumender die Wochen daher mit sich herumgetragen, — das war's, was jetzt über alle anderen Empfindungen volle Gewalt in seinem Herzen erhielt, da drinnen glühte und brante, ihm die Tränen in die Augen drängte und unter dem wilden, süßen Schrecken, mit dem es ihm ins Bewußtsein trat, ihn zu Boden warf — er liebte Helene Hegmar, selbst der Born, dessen Urheberin dasselbe holde Mädchen war, hatte die weiche Lebensempfindung, die sich seinem Herzen bei der ersten Begegnung mit ihr mitgeteilt, nicht niederdrücken, nicht ersticken können; vielleicht aber war die Tatsache, die seinen Unwillen gegen sie hervorgerufen, Ursache dazu, daß er im peinlichen Ringen mit sich selbst dieses nun mit nie geahnter Macht zum Ausbruch gelangenden Hiobsgeföhls inne ward. Mit ungeahnter Macht, — denn der junge Schmied aus dem Schwarzwald hatte wol schon hier und dort mit freischen Dirnen getändelt, sich mit ihnen geneckt und diese lieber gehabt als jene, wie andre seines Alters auch, aber von rechter, tiefer Neigung hatte er noch nichts gewußt, — ein Grund mehr, warum sie, als sie ihn jetzt ansah, mit so wildem Sturm durch seine Seele ging und unter den äußeren Merkmalen einer heftigen, physischen Erregung, alle seine Fibern durchschüttelnd, den Bann, der über seinem Wesen lag, durchbrach.

Nun schwebte ihm, als er die einsamen Burgtrümmer verlassen und den Berg hernieder wieder heimwärts schritt, — das Bild Helenens in einem vor, immer tiefer und tiefer träumte er sich in den Rauber ihres Wesens hinein, er war mild, weich gestimmt, und wenn es ihn dazwischen selten noch wie eine leise Regung des Unwillens wider die stolze Schöne, die ihn zurückgewiesen, ankam, so weckte eine solche zugleich nur stets aufs neue wieder sein Bemühen, sie in seinen Augen entschuldbar erscheinen zu lassen, indem er dem Gedanken immer mehr Raum gab, daß sie ja in dieser Umgebung nicht wol anders gegen ihn zu fällen, über ihn zu urteilen vermöchte.

Noch eins spielte in diese Gedanken hinein, leise erst und wie etwas, das nicht zu ihnen gehörte, von ihm zurückgedrängt, dann aber deutlicher und größere Beachtung fordernd; er erinnerte sich, wie Fritz Kolin, nachdem ihm von Helene der erbetene Tanz abgeschlagen worden, diese zum Walzer geführt und auch vorher mit ihr schon wiederholt im Reigen an ihm vorübergeschwebt und es kam ihm der Gedanke, sie könne ihr Herz schon vergeben, ihre Neigung jenem jungen Burtschen zugewendet haben. Und damit bemächtigte sich seiner wieder eine düstere Stimmung, eine Art finsterner, quälender Eifer suchte begann an seinem Herzen zu nagen, er wurde unruhiger und unzufrieden wie zuvor und one daß er's wußte, ging er mit schnelleren Schritten die Höhe hinab. —

Fritz Kolin war der einzige Sohn eines Bauern im Dorf, der früher nicht für sonderlich vermögend gehalten, aber sich nichtsdestoweniger durch eine besondere, anspruchsvolle Art seines Auftretens, durch eine gewisse Energie seines Wesens bei den übrigen Bewohnern des Ortes wenn vielleicht auch nicht Achtung,

so doch eine eigene Geltung erworben hatte. Man erinnerte sich noch recht gut, wie vor einigen Jahren, als er den Neubau seines Geschäftes begonnen, ein alter, schmutziger Jude aus der Gegend von Breisach, wo solche in besonders großer Zahl ihr Wesen treiben, häufig bei ihm Einkehr gehalten, und daß dieser aus dem kolnischen Gut kein Geld heraustrog, wol aber manchen harten Franken, den der Eigner desselben gegen hohen Zins zur Weiterführung seines Baues von ihm entleihen mußte, darin zurückließ, darüber war man einig, und nicht wenige sprachen damals geheim oder offen aus, daß Vater Kolin durch die Leichtfertigkeit, mit welcher er den letzteren one hinreichendes Vermögen begonnen, sich noch zugrunde richten werde. Da war mit einemmale eine Aenderung eingetreten. Denn Kolin hatte nicht allein seinen Bau zu Ende geführt, one daß man den Juden Abraham Simson während der letzten Zeit desselben bei ihm hätte aus- und eingehen sehen, sondern mannigfache andere Umstände ließen es auch klar zutage treten, daß in seinem Besitzstand sich eine ganz wesentliche Entwicklung zum Besseren vollzogen haben mußte; ja, es wurden kaum noch Zweifel gehegt, daß er in den par Jahren, die seit dem großen Kriege verflossen, ein wohlhabender Mann geworden sei. Nun war es freilich unter den Nachbarn und Umwohnenden kein Geheimnis, daß er mit anderen auf den näher gelegenen Schlachtfeldern, wohin er dem Zuge der Soldaten gefolgt, unter verwundeten und toten Kriegeren des feindlichen Heeres, diese plündernd und beraubend, reiche Ausbeute gehalten, und niemand unter seinen fanatischen Landsleuten, denen jeglicher Frevel an den letzteren beinahe wie verdienstvolle Tat für's „Vaterland“ erschien, dachte daran, ihm deswegen einen Vorwurf zu machen, — wenn es der Holzbauer dem Fritz, seinem Sohne, gegenüber beinahe getan hatte, so war dies eben eine ganz außerordentlich seltene Abweichung von der allgemeinen Meinung, er hatte eben sehr strenge Begriffe von Recht und Unrecht, — seine „Schrullen“, wie man sagte, und zudem war er droben im Münstertal zu Haus, bei den „Melkern“, die bei ihren einsamen Herden und Ställen sich nicht viel um die Welt kümmern und aus der „alten“ Zeit in die „neue“, wo der verhasste „Prüz“ das Land regiert, hinüberleben, als hätte sich zwischen heut und gestern nichts ereignet. Wenn man es dem Peter Kolin also auch garnicht verübelte, daß er den gefallenen feindlichen Soldaten die Taschen und Tornister geleert, so schien es doch schwer begreiflich, daß er auf diesem Wege allein zu dem Wohlstand, dessen er sich gegenwärtig erfreute, gelangt sein sollte und man suchte nach anderen Erklärungen dafür, raunte, daß sein damals in der Armee stehender Sohn im Kriege unverhofft zu vielem Gelde gekommen sei, sprach von einer reichen Erbschaft und dergleichen mehr.

Man würde nun aber falsch geurteilt haben, wenn man es etwa der Rücksicht auf das schöne Erbe, welches demgemäß dem einzigen Sohne Kolin's dereinst zufallen mußte, zugeschrieben hätte, daß die Tochter des ebenfalls vermögenden Traubenvirts diesen in deutlicher Weise vor den übrigen jungen Männern des Ortes auszeichnete; es war vielmehr sein Neuzeres, dem er diesen Vorzug, den er bei ihr vor anderen genoß, zu danken hatte. Etwa von gleicher Größe wie sie selbst, zeigte er eine gewisse Zierlichkeit und Beweglichkeit und gefälligere Umgangsformen, als sie sonst bei den Dorfburtschen gemeinhin anzutreffen waren. Vielleicht hatte man darin nicht so sehr eine Folge seines Dienstes in der Armee, den ja andere mit ihm zugleich durchgemacht hatten, und bei welsch' letzterer er sich während des Kriegs den Rang eines Unterlieutenants erworben, als vielmehr seines mehrjährigen Aufenthalts auf dem Lyzeum der nächsten Stadt, wohin ihn sein Vater, als er die Dorfschule noch nicht völlig absolviert, besserer Ausbildung wegen getan, und des dort genossenen gewälteren Umgangs zu erkennen. Sein Gesicht war leicht gebräunt und wies regelmäßige, nicht sehr scharf gezeichnete Züge auf; der Ausdruck desselben gab ihm in Verbindung mit dem blonden, über der Stirn stets sorgfältig glatt gekämmten Haar und seiner straffen Haltung einen gewissen vornehmen Anstrich. Dieser Umstand war es denn, wie gesagt, auch nur, welcher ihn in den Augen der durch ihren Aufenthalt in der Hauptstadt an feinere Lebensformen gewöhnten Helene Hegmar besondere Beachtung finden ließ, und ihm war es zuzuschreiben, wenn sie im öffentlichen geselligen Verkehr seine Annäherung an sie lieber sah, als die der anderen, von denen sie, teils aus einer gewissen Scheu, die sie vor der ihnen fast fremd Gewordenen, vornehm Auftretenden empfand, teils weil man meinte, daß ein so sehr in die Gewohnheiten und Manieren der „feinen Welt“ eingelebtes Mädchen doch nur sehr wenig zu nützlichem Schalten und Walten

in Haus und Hof, in den Ställen und in Küche und Keller geeignet sei, übrigens nicht so zahlreich umschwärmt wurde, als daß Fritz Kolin, wenn er wirklich ernste Absichten in bezug auf sie hatte, nicht leichtes Spiel bei ihr hätte haben sollen. Das letztere mußte man den äußeren Umständen nach wenigstens glauben, In Wirklichkeit jedoch hatte Helene Hegmar noch keine tiefere Regung, die sie zu ihm hingezogen und aus der sich etwa das Verlangen nach einem Ehebündnis mit ihm hätte entwickeln können, in ihrem Herzen verspürt, und es wäre zum mindesten fraglich gewesen, ob sie Ja gesagt haben würde, wenn ihr jener ein solches Bündnis angetragen. Denn ihre Wünsche hatten seit sie das glanzvolle Leben der Residenz geschaut und darin von sonniger Zukunft geträumt, einen sehr hohen Flug genommen, — und der Sohn des Bauern Peter Kolin wäre ihr im Ernst noch lange nicht als „der Rechte“ erschienen

III.

Ein wildes Wetter. Auf der Höhe des Wasgaugebirges, da, wo sich deutsches Land von welschem scheidet, heulte der Sturm und warf in wirrem Gezang die Schneeflocken durcheinander, die in dichter Menge und in einem fort vom wolkengrauen Himmel herniederfielen. Bald ging es wie fliegender Gespenstertanz brausend um die granitene Felsgrate herum, bald piß es scharf und grell aus tiefem Taleinschnitt herauf; bald strich es mit kräftigem Zug gradweg durch die Bäume, daß die kahlen, schneebeschwerten Äste krachend zusammenschlugen und die in bunter Reihe umherliegenden lockeren Steinhausen mit hartem Aufschlag auseinanderwirbelten.

Zuweilen regte sich's schwerfällig, und den breiten schwarzen Rücken über die allumher gebreite weiße Decke hervorhebend tief im Gebüsch des Waldes, der sich von dieser Höhe weit ins Thal hinabzieht, — ein Eber, der dort unter dem hohen Gezweig hintappt und grunzend die Nase vom borstigen Fell schüttelt; dann auch rauscht es über seiner Härte, wie wenn sich schwere Fittige zusammenschlagen und steifedriges Vogelgefieder sich sträubt, — vom Auerhahn, der im Unbehagen sich rüttelt und reckt.

Und nun dazwischen näher und näher auf der steilaufsteigenden Straße, die seitab vom Walde zum Kamm des Gebirgs emporführt, ein Aechzen und Anarren von Achsen und Rädern, das Einstampfen und Schnauben der Pferde und windverwehte, mit Anstrengung hervorgeklopfene Laute von Menschenstimmen, ein unaufhörliches Rischen und Pfeifen durch die Luft vom Peitschenschwung, ein unwilliges Schimpfen, ein halb unterdrückter Fluch, — es war aber auch um die Gebuld zu verlieren auf dieser Fahrt bei solch' abscheulichem Wetter, das einem die großen Flocken one Unterlaß ins Gesicht trieb und den Pferden den mühevollen Aufstieg erschwerte, während unten die Räder bis an die Achsen im Schnee versanken, der sich in dicken Ballen um die Reifen legte und den schweißtriefenden Tieren die Last des langen, breiten Planwagens um mehr als das doppelte gesteigert erscheinen ließ. Man hatte freilich nicht wissen können, daß in diesen letzten Novembertagen, denen wochenlange Regenschauer mit Schmutz und Kot bei gelinder Witterung vorhergegangen, der Winter plötzlich mit so entschlossenem Grimm seinen Einzug halten würde, daß nur allenfalls mit dem Schlitten ohne allzu große Mühe fortzukommen war, — die beiden Männer, die jetzt rechts und links von dem schweren Gefährt aus dem weißen, wirbelnden Dunst auftauchten, würden sich sonst bei ihrem Ausbruch in den ersten Nachmittagsstunden wol gehütet haben, sich statt seiner des kaum noch vorwärts zu bringenden Wagens zu bedienen.

Nicht minder wie durch die Beschaffenheit des Wegs wurde die Weiterfahrt durch den Sturm und das wilde Schneegestöber gehindert, welches letztere dem Auge allen und jeden Ausblick auf größere Entfernung verwehrt und kaum noch die nächste Umgebung erkennen ließ.

„Verflucht, daß wir das Licht in der Laterne nicht zünden dürfen!“ äußerte der eine der beiden Männer zu dem anderen, als die leuchtenden Pferde wieder einmal still standen und die zwei die Füße in die Speichen der Räder stemten, damit der Wagen nicht abwärts rollen konnte.

„Und wenn wir's dürfen, — versuch's, ob du bei diesem Mordsturm Licht bringst!“ entgegnete in vollem Unwillen der ältere. „Wenn sich's auf dieser Teufelshöhe wenigstens einkenten ließ, — ich zög' warlich vor, es für heut bleiben zu lassen und umzukehren!“

Dann zog er wieder die Zügel an und hieb mit der Peitsche auf die Pferde ein, daß sie zusammenfuhren und aufs neue die Hufe hizzig in den Boden ingraben. Die beiden mußten mit den Händen in den Speichen nachhelfen, um nur die Last, die ihr Wagen fürte, wieder von der Stelle zu bringen. Und weiter ging's unter lautem Krachen der Achsen zum Joch empor. Ueber hartem Gestein hoben und senkten sich die Räder, immer beschwerlicher wurde die Fahrt, und keiner wußte dem anderen zu sagen, ob man sich auf dem rechten Wege befand oder ob man von der Straße abgekommen. Je mehr diese Unsicherheit wuchs, um so unruhiger wurden die Tiere, denen das Fell rauchte und der weiße Schaum dick vom Gebiß floß, und desto heftiger und grimmiger hieb die Peitsche auf dieselben ein. Plötzlich bog sich nach einem harten, das ganze Gefährt erschütternden Stoß der Wagen zur Seite, die mit derbem Ruck emporschnellende Deichsel schlug den Pferden an den Kopf, und die auf das äußerste erregten Tiere bäumten wild empor.

„Satan an allen Ecken!“ fluchte wieder der ältere der beiden Männer und schlug aus Leibeskräften auf die Pferde ein. „Nimm den Mohren am Kopf und steh' nicht, als hättest dich der Hölliche festgenagelt!“ herrschte er den anderen an, daß dieser nach vorn flog und dem Krappen wütend ins Gebiß fiel. Ein par verzweifelte Versuche, vom Orte wegzukommen, aber umsonst, — die beiden linken Räder saßen in der Höhlung fest. Eine Viertelstunde fast brauchte es, bis endlich der Wagen hoch emporsprang und er in wildem Galopp eine Steinwelle weitergebracht wurde. Dann aber bäumten die Tiere aufs neue, indem sie zugleich erschrocken zurückschauten und den Wagen wieder ein Stück rückwärts schoben.

„Mord und Tod, wir sind am Grenzhaus!“ stieß der eine in Schreden und Wut hervor, als aus ganz geringer Entfernung ein gedämpfter Lichtschein über die funkelnde Schneefläche herfiel.

„Wir sind verloren!“ knirschte der jüngere in demselben Augenblicke in sich hinein, indem er die beiden Pferde vorn am Kopf an den Zügeln faßte und sie mit aller Anstrengung zur Seite zu reißen suchte. Aber sie wollten nicht gehorchen, sondern bäumten nun noch höher auf und drängten den Wagen immer weiter zurück.

Zu gleicher Zeit erklang von der Stelle her, aus deren Richtung der Lichtschein kam, ein lauter Pfiff, dem schnell noch einige weitere folgten, ein Laufen und Rennen entstand in nächster Nähe der beiden, die sich immer noch mit allen Kräften bemühten, die Pferde herum zu bringen und so zu schleuniger Flucht zu gelangen, ein Licht nach dem andern flante vor ihnen auf, näher und näher kommend und sie nicht im Zweifel lassend, daß die Grenzwächter durch das Geräusch aufmerksam geworden und nun herabeilten, endlich einen lang erhofften Fang zu machen. Am meisten Unerschrockenheit und Ausdauer zeigte noch der ältere, der auch, als bereits dicht vor ihren Augen fremde Gestalten auftauchten, seine Hand noch nicht von den Zügeln ließ und wie besinnungslos auf die Pferde einhieb, während der andere schon zurückgestürzt war und seine Arme umklammerte, um ihn vor den Herankommenden mit sich fortzureißen. Jener wollte unter keinen Umständen das Gefährt preisgeben. Als er aber die drohende Nähe der Gefahr erkannte, folgte er endlich dem Drängen des anderen und stürmte nach einem wilden, unwilligen Blick, den er auf Wagen und Pferde und die diese umringenden Männer zurückwarf, mit ihm davon, seitab dem Walde zu. Einige der letzteren liefen ihnen wol in eiligem Laufe nach; aber wie die Fliehenden kühn entschlossen den schroffen Abhang, der sich links zum Walde niederstreckte, hinabstürzten und in wenigen verwogenen Sätzen das Gehölz erreichten, war ihre Spur nicht zu finden, und eine weitere Verfolgung in Betracht des immer noch in gleicher Stärke anhaltenden Flockengestöbers und bei dem Dunkel der Nacht von vornherein aussichtslos.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Stück sozialen Lebens.

„Schicken Sie mir dies halbe Duzend Handschuhe nach meiner Wohnung,“ sagte die neben mir stehende Dame zu dem Kaufmann Leichte, dessen geschäftsmäßiges „wie Sie wünschen“ indes nur zögernd über die Lippen kam, während er zugleich unruhig nach dem Schaufenster seines Ladens hinsah — dicht davor standen mehrere Offiziere der im Orte garnisonierenden Manenschwadron, im lebhaften Gespräch mit Frau von R. begriffen, deren reizendes Gesicht trotz des scharfen Dezemberwindes von zarter Röte überhaucht war.

Indes nötigte sie derselbe doch wol, das Gespräch auf offener Straße bald abzubrechen; mit einer leichten Verbeugung die Herren entlassend, trat sie mit rascher Bewegung in den Laden. Noch ehe ich Zeit gehabt, die mir bekannte junge Frau zu grüßen, spielte sich plötzlich eine seltsame Erkennungsszene ab. Jene erstverwante Dame, ebenso elegant, wie die Baronin, nur mit einer Vermischung frivolster Kofetterie gekleidet, eilte mit dem Ausruf: „Wanda, meine teure Wanda!“ auf Frau von R. zu, die drei Schritte von der Tadelnür wie versteinert stehen geblieben war; mit halb zürnenden, halb entsetzten Augen starrte sie auf die Näherkommende und streckte abwehrend ihre Hände deren ausgebreiteten Armen entgegen.

Mich hatte der Ausbruch fast schauerlich berührt; — es vibrirte in ihm ein unfäßliches inneres Ständ. So mochte der verlorene Sohn des Evangeliums um die Aufnahme in's Vaterhaus, und sei es als einer der geringsten Knechte, gefleht haben. . . .

Herrn Leichte mochte die Sache sehr peinlich sein; er trippelte verlegen hin und her, bis er endlich den Mut fand, mit devoter Verbeugung sich Frau von R. zu nähern.

„Verzeihen, gnädige Frau, wenn ich herein rede; höchst wahrscheinlich liegt hier ein Kehnlichkeitsirrtum vor. — Fräulein d'Houffonville, Sie verwechseln die Frau Baronin jedenfalls mit einer anderen Persönlichkeit, es ist ja nicht denkbar. . . .“

„Sie haben Recht, lieber Herr Leichte,“ ergriff die Baronin, deren Antlitz merklich blaß geworden war, mit kühler Stimme das Wort. „Die Dame muß sich irren, sie ist mir ganz fremd. . . . Was mein Begehren an Sie anbelangt, so komme ich morgen noch einmal wieder; ich fühle jetzt erst, wie sehr mich mein Spoziergang durchkästet hat und will daher gleich nach Hause.“

Sie dankte mit herablassendem Lächeln dem dienstfertigen die Türe öffnenden Kaufmann, welchem mit ihrem Fortgehen ein Stein vom Herzen zu fallen schien, und schritt dann hastig die Straße hinab.

Die zurückgebliebene Dame hatte sich bei dem Abweisen ihrer Umarmung, wie von einer Dnmacht befallen, an ein's der Seitenregale gelehnt, und die zitternden Hände preszten sich bald gegen die Stirn, bald gegen die heftig atmende Brust, aus der sich ein unartikulirtes Stöhnen heraufwand.

„Herr Gott, Fräulein, Sie sind wol krank geworden? Ich werde mein Mädchen rufen, vielleicht hat es Zeit, Sie nach Hause zu bringen.“

„Bemühen Sie sich nicht, man kann am Ende das arme Mädchen noch viel weniger der Gefahr aussetzen, mit mir zusammen auf der Straße gesehen zu werden.“

Welche scharfe Bitterkeit in diesen letzten Worten, mit denen die Unbekante auch bereits erregt den Laden verlassen hatte!

„Verdamnte Geschichte das,“ murmelte der Kaufmann, indem er ärgerlich die Handschuhkartons untereinanderwarf und sich zu mir wandte, der ein erstaunter Zeuge des Vorgefallenen gewesen, um meiner auf den Lippen liegenden lebhaftesten Frage zuvorzukommen:

„Ach so, Herr Coloniuss, Sie waren ja vierzehn Tage verreist, können also nicht wissen, daß diese — Dame — da der seitdem eingetroffenen Schauspieltruppe angehört, und obgleich sie schlecht genug wirkt, doch der anziehendste Magnet dabei ist. Nun muß diese unglückselige Person gerade hier sein, während die Baronin kommt, die eine so gute Kundin ist. Jene konnte ich auch nicht gerade vorher wegschicken, sie hat schon ein par Duzend Handschuhe genommen, die Graf Schwerin auch bis jetzt bezahlt hat.“

„Aber das erklärt mir immer noch nicht, warum jene so aufgeregter zu der Baronin, als wie einer teuren Freundin, eilte.“

„Ja, das ist eben der Haken, weshalb ich beim Erbilden der Frau von R. wie auf Kohlen stand. Diese d'Houffonville ist nämlich wirklich eine Jugendfreundin der Baronin gewesen. Sie wissen ja, daß sie jetzt längere Zeit auf Besuch bei der Mutter war, und als nun ihr Kammermädchen, das einige Tage früher zurückkam, den Namen der Schauspielerin hörte, und alles, was sie bereits für Tollheiten hier mit den Herren Offizieren unternommen, — in einer kleinen Stadt spricht sich das gleich herum — schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen. Die zärtlichsten Freundinnen sollen Fräulein von R. und Claire d'Houffonville, die als hinterbliebene Waise eines armen Offiziers durch königliche Gnade in demselben frommen Stifte wie die Baronin erzogen wurde, gewesen sein; sogar in den Ferien kamen sie zusammen nach dem Gute der Eltern, aus welcher Zeit sie auch das Kammermädchen kent und wo sie schon als Kind alles durch ihre Schönheit — Sie müssen ja selbst als Hagestolz zugeben, daß die d'Houffonville heute noch ein bildhübsches Frauenzimmer ist — und Liebenswürdigkeit bezauberte. Eine Herzengüte soll sie zudem befehlen haben, die in's Unglaubliche zing; manchmal ist sie, nach den Erzählungen des Kammermädchens, ohne Schuhe und Strümpfe nach Hause gekommen, die sie unterwegs an arme Dorf-

finder verschenkt hatte. Nun, die scheint ihr heute auch noch eigen zu sein; die meisten ihrer Kolleginnen tragen die von mir entnommenen Handschuhe; die mögen sie förmlich ausbeuten — ja es ist schrecklich; eine Tante, die sie bei ihrem Austritt aus dem Stifte zu sich genommen hat, und die eine Art geheimen Spielsalon in B. hielt, soll sie auf den schönen breiten Weg gebracht haben, auf dem die allseitig gebildete unschuldige Stiftspensionärin eine Dame der De-De-“

„Demi-monde wurde,“ half ich dem ehrlichen Spießbürger, der auch schon einmal den Dumas'schen übertünchenden Ausdruck gehört hatte und ihn nun vergeblich suchte; — „aber wie dies Fräulein d'Houffonville endlich Schauspielerin ward, wissen Sie nicht?“

„Nein, das wußte das Kammermädchen nicht zu erzählen; die Korrespondenz der jungen Damen wurde bald, nachdem das schlimme Gerücht über die Tante auf das Gut gekommen war, aufgehoben, und so mochte wol auch die d'Houffonville nicht wissen, daß ihre Wanda hier verheiratet ist. . . . Wenn nur der Geschäftsmann nicht noch unter solchen unerwarteten Begegnungen leiden müßte; ich wette, die Baronin jetzt keinen Fuß mehr zu mir, so lange die Bande da ist — und die andere geht sicherlich auch zur Fortlog; während ihre Verehrer die Handschuhe noch besser bezahlen wie die Baronin.“

„Arme Schauspielerin!“ dachte ich bei mir, während ich meinen Einkauf besorgte, „du bezahlst deine Handschuhe sicherlich mit den höchsten Preisen und mußt trotzdem dabei die Demütigungen ertragen. . . . Dieser Diener Merkurs ist ein schlechter Interpret der Gleichheit des laufenden Publikums.“

Der ganze Vorfall entschwand indes bald meinem Gedächtnis, und ich erinnerte mich erst wieder daran, als ich ungefähr acht Tage später in dem kleinen Theater der Stadt saß, der für gewöhnlich zu anderen gefelligen Zwecken diente und nur während der mehrwöchentlichen Anwesenheit der Truppe seiner ganzen Länge nach mit rohen hölzernen Bänken, die nach hinten höher hinauf stiegen, und in den vorderen Reihen mit rotem Tuch bekleidet waren, versehen wurde. Der Besuch eines Freundes hatte mich dazu veranlaßt, denn ich liebte es sonst nicht, meine Abende in dem heißen Raum, der oft überfüllt war, da die kleinstädtische Genügsamkeit mit ihrem improvisirten Theater sehr zufrieden in zahlreicher Vertretung sich einsand, zuzubringen. Heute besonders war es drückend voll, man gab ein neues Stück von Bauernfeld und alles hatte nur Auge und Ohr für die Bühne, zumal da jetzt die schöne d'Houffonville darauf erschien und ihre Rolle absprach. . . .

Kaufmann Leichte hatte Recht, die Dame besaß wenig schauspielerisches Talent; so schlecht sie indes die Gedanken des Dichters vermittelte, so waren doch diese Gedanken so gut, daß ich mich unangenehm berührt fühlte, als zwei Damen vor mir ziemlich laut ihre Bemerkungen austauschten:

„Gott, sehen Sie nur, wie reizend das Kleid sitzt, dieser prachtvolle Schnitt der Taille.“

„Ach, der Rock fällt auch so schön; — ich kann nur nicht recht sehen, wieviel Reile er hat, ob die Blätter hinten bereits wieder gerade geschnitten sind, wie es neulich der Bazar als neueste Mode brachte.“

O, ihr Schriftsteller und Dichter, wie seid doch auch ihr noch immer Prediger in der Wüste! . . . Ihr gebt eure besten Gedanken, das innigste Füllen eures Herzens, den treffendsten Spott für die Gebrechen der Gesellschaft euren Helden in den Mund, und ihr macht doch keine Proselyten für eure kämpfenden humaneren und moralischeren Anschauungen, die mit dem Blödsinn der Fehler sie vernichtet glauben! Hier Bauernfeld und drüben Sardou mit seinen noch dunkler angehauchten Bildern. . . . Der Mehrzahl dieser sorgnetirenden Damen bleiben eure Heldinnen nur Rodeobilder, und den Männern? . . . Von keiner Seite ein Bestreben, über die Träger hinweg etwas von den guten Ideen für sich zu gewinnen!

„Nein, war ist es schon, sie ist verführerisch reizend; merken Sie nicht, wie auffallend sie heute mit Herrn von R. kokettirt?“

„Ja, die Doktorin erzählte mir auch gestern, daß Graf Schwerin abgedankt ist, und sie nun mit dem Rittmeister ein Verhältnis anfängt. Ist denn seine Frau hier?“

„O, wo denken Sie hin? Wissen Sie nicht, daß sie eine Jugendfreundin der Baronin ist?“

Und nun erfolgte eine Auseinandersetzung des mir schon bekannten Freundschaftsverhältnisses, dem die grell geschilderte Szene im Laden des Handschuhfabrikanten beigegeben wurde.

„Seitdem“, fur die Erzählerin fort, „soll die d'Houffonville von glühender Rache gegen die Baronin erfüllt sein und geschworen haben, sie müsse nun dennoch zeitweilig an die verachtete Schauspielerin denken.“

„Ach, wie entsetzlich!“ erwiderte die gepant Zuhörende, eine kleine, blonde, sentimentale Frau, deren Pantoffelregiment stadtbekant war. „Nun will sie ihr wol das Herz ihres Mannes entziehen? Bei dem Rittmeister wird ihr das auch garnicht schwer fallen, er galt vor seiner Verheiratung ja für einen zweiten Don Juan. . . . Gott sei Dank, da hat mich mein Mann doch anders lieb, der würde nie so etwas wagen. Mir tut bloß die arme bildhübsche Frau leid.“

„Freilich, die muß man wirklich bedauern. Aber wissen Sie, mag es nun Schlaueit von ihr sein, und mag sie hoffen, die Eifersucht ihres Mannes und damit seine Aufmerksamkeit auf sich zurückzuziehen, oder mag sie selbst ebenfalls ein weites Herz haben, — sie läßt sich vom Lieutenant von R. doch etwas sehr auffällig über die Nachlässigkeit ihres Mannes trösten.“

(Schluß folgt.)

Poetische Lehrenlese.

Die Blinde.

1.

Es hat die Zeit gegeben,
Wo hinaus mein Auge mich trug,
Zu folgen im tiefen Lichtmeer
Der flüchtigen Wolken Zug;

Zu streifen über die Ebne
Nach jenem verschwindenden Saum,
Mich unbegrenzt zu verlieren
Im lichten unendlichen Raum.

Die Zeit ist abgelaufen,
Leb wol! du heiterer Schein!
Es schließt die Nacht der Blindheit
In engere Schranken mich ein.

O trauert nicht, ihr Schwestern,
Daß ich dem Licht erstarb;
Ihr wißt nur, was ich verloren,
Ihr wißt nicht, was ich erwarb.

Ich bin aus irren Fernen
In mich zurücke gekehrt,
Die Welt in des Busens Tiefe
Ist wol die verlorene wert.

Was außen tönet, das steigt
Herein in mein Heiligthum;
Und was die Brust mir bewegt,
Das ist mein Eigentum.

2.

Wie hat mir Einer Stimme Klang geklungen
Im tiefsten Innern,
Und zaubermächtig alsobald verschlungen
All mein Erinnerung!

Wie Einer, den der Sonne Schild gebendet,
Umschwebt von Farben,
Ihr Bild nur sieht, wohin das Aug' er wendet,
Und Flammengarben;

So hört' ich diese Stimmen übertönen
Die lieben alle,
Und nun vernehm ich heimlich nur ihr Dröhnen
Im Widerhalle.

Mein Herz ist taub geworden! wehe, wehe!
Mein Hort versunken!
Ich habe mich verloren, und ich gehe
Wie Schlafestrunknen.

3.

Jammernd sinn ich und sinn immer das eine nur:
Wohneselig die Hand, welche beseelt, sanft
Gleitend über sein Antlitz
Dürft ihm Form und Gestalt verleih'n!

Armes, armes Gehör, welches von Ferne nur
Du zu schlürfen den Ton einzig vermagst, in's Herz
Ihn nachhallend zu leiten,
Ob nachhallend, doch weislos!

4.

Stolz, mein Stolz, wohin gekommen!
Bin ein armes, armes Kind,
Deren Augen ausgeglommen,
Nur zu weinen tauglich sind.

Lesen kann ich in den feinen
Nicht das heimlich tiefe Wort,
Meine Schweigen, aber weinen,
Weinen, weinen fort und fort.

Ja, wir sind getrennt! In Scherzen
Und in Freuden wandelst du,
Ueber mich und meine Schmerzen
Schlägt die Nacht die Flügel zu.

5.

Wie trag ich's doch, zu leben
Nur mir und meiner Pein?
Dem Liebsten sollt' ich dienen,
Da wollt' ich selig sein!

Ich wollt' ein treuer Page
Um den Gebieter steh'n,
Bereit zu jeder Botschaft
Und jeden Gang zu geh'n.

Ich kenne jede Windung
Der Straßen, jedes Haus,
Und jeden Stein am Wege,
Und weiche jedem aus.

Wie freudig zitternd trüg ich
Ihm Nachts die Fackel vor.
Die freud'ge Lust ihm spendend,
Die selber ich verlor!

O, traurig ist's im Dunkeln,
Ich weiß es nur zu sehr!
Licht wollt' ich, Licht verbreiten
Um seine Schritte her.

Ihn sollte stets erfreuen
Das allerfreund'nde Licht,
Sein Anblick sollte Jeden
Erfreuen, mich nur nicht.

Und sollte da mich treffen
Der Menschen Spott und Hohn,
Ich seh' es nicht und hör' ich's,
Auch das ertrüg ich schon.

6.

Du mein Schmerz und meine Wonne,
Meiner Blindheit andre Sonne,
Holde Stimme, bist verhallt.
Meine Nacht hüllt sich in Schweigen,
Ach, so schaurig, ach so eigen,
Alles öd und leer und kalt!

Leise wellen, mich entfärben
Seht ihr Schwestern mich und sterben,
Und ihr fragt und forscht und klagt;
Laßt das Forschen, laßt das Fragen,
Laßt das Klagen, seht mich tragen
Selbst mein Schicksal unverzagt.

Hingeschwunden ist mein Wähnen,
Dne Tränen, one Sehnen
Welt' ich meinem Grabe zu;
Nichts dem Leben bin ich schuldig,
Stumm, geduldig, trag' ich, duld' ich,
Schon im Herzen Todesruh'.

Abalbert v. Chamisso.

Julia Capulet. Schöne und lebenswarme Figuren, die einst die Poesie erzeugte, haben meist, wenn nicht immer, das Glück, als Vorwurf für die bildenden Künstler zu dienen und durch den Stift und Pinsel des Malers wie durch die künstlerische Hand des Bildhauers bleibende, reale Gestalt zu erhalten, und wir dürfen hier wol nur an die in neuerer Zeit geradezu massenhaft erschienenen Erzeugnisse erinnern, die lediglich durch die Anregung entstanden sind, welche die Poesie auf die genannten Künste übte. Ein ähnliches Produkt ist auch das auf Seite 60 u. 61 dieses Blattes den Lesern vorgeführte Bild. Die Künstlerin, Bertha Sied, hat zwar keine Szene aus dem herrlichen Gedicht Shakespeares wörtlich benutzt, und insofern frei geschaffen, aber unstreitig war sie inspirirt vom Geist des großen Briten, denn so mag sie dageessen sein, sinnend und noch träumend fortsetzend das in den letzten Stunden durchlebte Glück der ersten Liebe, das so rein und mächtig und mit solcher Gewalt ihr ganzes Sein durchflutet, daß der im Busen aufsteigende Schmerz über die notwendige Trennung vom Geliebten nicht aufzukommen vermag: die schöne und einzige Tochter des angehenden Bürgers Capulet von Verona, in der der dichterische Genius in seinem „Romeo und Julia“ das Hofesied der Liebe verkörperte. An einem der letzten Abende erst hat sie das süße Geheimnis ihres Herzens vom Balkon aus der finstern und schweigenden Nacht anvertraut, nicht ahnend, daß der Geliebte, der Sohn des Todfeindes ihres Hauses, getrieben von gleichem Sehnen, das für ihn so beglückende Bekenntnis in unmittelbarer Nähe mit anhören würde, und heute schon

darf sie den ganz ihr eigen nennen, dessen Besitz ihr so teuer; sie hat in seinen Armen höchste Seligkeit genossen, aus der sie durch den den nahenden Tag verkündeten Verhängnis Schlag gestört worden. Noch zeigen uns die Enden einer Strickleiter auf dem Balkon den Weg, auf dem ihr Romeo ihr ihm feindlich gefintes Haus verlassen mußte, um in die Verbannung zu gehen, die ihm vom Fürsten auferlegt wurde. Und von derselben Stelle aus, wo sie zum erstenmale ihre Liebe gestanden, hat sie ihm noch nachgerufen:

„O Gott, ich hab ein unglück-ahnend Herz.
Mich dünkt, ich sah' dich, da du unten bist,
Als lägst du tot in eines Grabes Tiefe.“

one im Ernst daran denken zu wollen, daß sich diese Ahnung bestätigen und daß sie den Heißgeliebten nur als Toten wiedersehen würde. Dies namenlose Glück, vermischt mit dem von der Trennung und von der dunkeln ungewissen Ahnung hervorgerufenen Weh, prägt in dem Gesicht des lieblichen Mädchens aber eine Stimmung aus, die uns die Nacht und die Großartigkeit der sie beherrschenden Gefühle erkennen läßt und uns immer und immer wieder zu ihr hinzieht. — Goethe schrieb einst über Shakespeares Dramen: „Alles, was bei einer Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüt ängstlich verschließt und verdeckt, wird hier frei und flüchtig an den Tag gefördert, wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht wie. Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener; beidem ist nichts verborgen. Aber wenn des Weltgeistes Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der Tat zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimnis zu verschwären und uns vor oder doch gewiß in der Tat zu Vertrauten zu machen“. Goethe hat wol damit den englischen Dichter am treffendsten charakterisiert. Denn klarer wie Shakespeare dürfte keiner und zwar weder vor noch nach ihm bis in die tiefsten, verborgensten Falten des menschlichen Herzens geblickt haben, besser wie er kante wol keiner die menschlichen Schwächen, Stärken und Leidenschaften mit allen ihren Folgen. Weil er aber das Wesen des Menschen, oder sagen wir lieber der Menschheit, so klar erkannt und mit der Meisterschaft des Genies in seinen Gestalten verkörpert hat, darum sind uns auch diese, welche vor fast zweihundert Jahren das Licht der Welt erblickten, so bekannt geworden und werden das Interesse der Menschen, werden Sympathien und Antipathien erwecken, so lange es überhaupt Menschen gibt.

Nirgends tritt aber diese Lebenswahrheit mehr zutage wie in Romeo und Julia und es ist deshalb nur zu erklärlich, wenn man den Dichter wegen dieses Stückes den „Vertreter aller Liebesdichtung“ genannt hat, obgleich unsere Klassiker in diesem Genre ebenbürtiges geschaffen haben. Was aber den Charakter der beiden Helden des Shakespeareschen Dramas, namentlich aber den der Julia, anlangt, so zeichnet sich dieser durch eine Einfachheit und Natürlichkeit aus, die leider von unseren neueren Dichtern höchst selten dargestellt werden. Ebenso einfach, schlicht und war ist auch beider Liebe zu einander. Julia ist jung und hat zum Vorteil ihrer geistigen Gesundheit ebenjowenig eine unserer zeitgenössischen Romantikerin ähnliche Lektüre kennen gelernt, als sie in einem modernen Mädchenpensionat erzogen worden ist; denn wäre dies der Fall und hätte sie wie so viele ihrer Schwestern von heute ihre Bildung daraus gezogen resp. dort empfangen, so dürfte es uns nicht Wunder nehmen, wenn sie von ihrem Angebeteten erwartete, daß er bei seinem Liebeswerben das Komplimentirbuch der Liebe, wie es die Konvention der „bessern Gesellschaft“ vorschreibt, fein säuberlich auskramte, und würde es erst recht für einen groben Verstoß gegen alle gute Sitte und die weibliche Würde halten, wenn sie wie Julia das Geständnis ihrer Liebe selbst machen sollte. Die Liebe unserer Heldin ist jedoch zu gesund und zu war, als daß die letztere auch nur einen Moment daran denken könnte, auf irgend etwas anderes Rücksicht zu nehmen als auf ihre Liebe selbst. Dafür zeugt schon die Stelle in ihrem Monolog:

„Dein Nam' ist nur mein Feind, du bleibst du selbst,
Und wär'st du auch kein Montague. — —“

womit sie sich über die vorher ausgesprochenen Klagen, daß Romeo der Sohn des Todfeindes ihres Vaters sei, zu trösten sucht. Ein herrliches Zeugnis für die Reinheit und Keckheit ihrer Liebe sind aber die geradezu rührenden Worte, welche sie dem Geliebten als Entschuldigung für das harmlose Ausplaudern ihres Geheimnisses zurschickt:

„Du weißt, die Nacht verschleiert mein Gesicht,
Sonnst färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was du vorhin mich sagen hörtest.
Gern hielt ich streng auf Sitte, möchte gern
Verlängnen, was ich sprach; doch weg mit Förmlichkeit!
Sag', liebst du mich? Ich weiß, du wirst's bejah'n,
Und will dem Worte trau'n; doch wenn du schwörst,
So kannst du treulos werden; wie sie sagen,
Nacht Jupiter des Reineides der Verliebten.
O holder Romeo! wenn du mich liebst:
Sag's one Falsch! doch dächtest du, ich sei
Zu schnell besiegt, so will ich jüster blicken,
Will widerspenstig sein und Nein dir sagen,
So du denn werden willst: sonst nicht um alles.
Gewiß mein Montague, ich bin zu herzlich;
Du könntest denken, ich sei leichten Sinnes.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer sein,
Als sie, die fremd zu tun geschickter sind.“

Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd getan,
Wär' ich von dir, eh' ich's gewarte, nicht
Belauscht in Liebesklagen. Drum vergib!
Schilt diese Hingebung nicht Flatterliebe,
Die so die stille Nacht verraten hat.“

Diese Worte, so einfach und schlicht, können nur aus einem unschuldsvollen Herzen kommen, kennzeichnen aber auch die wirkliche Liebe so schön, wie es jedenfalls niemals übertroffen werden kann. Dazu diese Sicherheit und Unsicherheit, welche sich zugleich in den Worten ausspricht — sie ist überzeugt, daß Romeo sie liebt und bittet ihn, hier und ferner diese Liebe nicht durch Schwüre zu beteuern und doch schwant sie andererseits in diesem ihren Glauben, da das Glück denn doch zu plötzlich über sie gekommen, — dies alles und die Versicherung ihres Widerstandes für den Fall, daß der Geliebte denken sollte, sie sei zu schnell besiegt, bekunden ein keusches und mädchenhaftes Wesen, das entzücken muß. Aber auch die Worte: „Doch glaube, Mann, ich werde treuer sein, als sie, die fremd zu tun geschickter sind“, zeigen uns bereits die Kraft, mit welcher sie später für das ihr Inneres ganz erfüllende Gefühl einzutreten bereit ist. Solche Liebe scheut keine Konsequenzen, fürchtet sich vor keinem Hindernis, ist von nichts außer ihr geleitet, und verzehrt sich, wenn es nicht anders sein kann, durch den Tod. Und während Romeo durch die verzehrende Leidenschaft blind und taub gegen alle Vernunft geworden, sich dem Tode blindlings in die Arme stürzt, wagt Julia mit einer Entschlossenheit, die sich über alle auftauchenden Bedenken hinwegsetzt, den denkbar gefährlichsten Schritt und nimmt den Trank, welcher sie auf kurze Zeit dem Tode scheinbar zuführt, um sich dadurch dem Manne zu erhalten, dem sie unwandelbare eheliche Treue gelobt hat. Leider findet sie ihn aber beim Erwachen durch verzweifelten Selbstmord toben verschieden und zögert nun auch nicht, sich ihm im Reich des Todes zu gesellen, indem sie sich mit dem Dolch des Geliebten ersticht.

Wir wollen jedoch die Herzengeschichte der beiden nicht ausführlich erzählen und hätten auch auf das vorstehende verzichtet, wenn es nicht unsere Absicht gewesen wäre, auf die Lektüre dieses Werkes, das ja in jeder Buchhandlung für 20 Pfennige zu haben ist, aufmerksam zu machen. Wer sich mit der „notwendigen Geschichte aller starken Liebe“, wie Gervinus das Stück nennt, vertraut machen will, der lese es selbst. Er wird darin nicht allein das edelste der menschlichen Gefühle geschildert finden, wie es jeder mehr oder weniger erlebt, wenn auch nicht in der Reinheit und Kraft wie hier, sondern auch das Extrem davon, den Haß, mit allen seinen schrecklichen Folgen. Kein Tag vergeht, an dem nicht Streitigkeiten zwischen den Angehörigen und den Parteien der verfeindeten Familien ausbrechen, die oft von Todschlag begleitet sind. Es war daher wol ein vom feinen Kunstgefühl geleiteter Kunstgriff, daß der Dichter den Gestalten, in denen er seine Psychologie der Liebe verkörperte, die von den widerlichen Greueln des Hasses belebte Bildfläche zum Hintergrund gegeben, von dem sie sich um so vorteilhafter abheben. Sie werden schließlich selbst die Opfer dieses Hasses aber,

„So ein'ge Lieb aus ein'gem Haß entbrant!“

ist unvergänglich, bleibt ewig und es ruft daher unsere innere Befriedigung hervor, daß sich Capulet und Montague über die Leichen ihrer Kinder veröhnend die Hände reichen.

So klingt denn das Stück aus im Sinne der Endverse des Chores am Schluß des ersten Aktes:

„Doch Liebe leiht die Macht, trotz Schicksalstücken,
Zu mildern höchstes Leid — — — —“

Ob aber die Julia unserer Künstlerin der des Shakespeare entspricht, oder ob sie nur zu den anmutigsten Schwestern derselben gehört, das mögen nunmehr unsere freundlichen Leserinnen und Leser selbst entscheiden.

Zodiakallicht (Bild S. 65) von Zodiacus (= Tierkreis, Tierkreislucht) benannt, weil dieser kegelförmige, bald mehr bald weniger helle Lichtschein in den Tierkreis fällt. Es erscheint im Frühling des abends nach, und im Herbst des morgens vor Sonnenaufgang und zwar an der Stelle, wo die Sonne aufgehen soll resp. untergegangen ist, im Herbst jedoch schwächer als im Frühling. Bei uns sind die Bedingungen für seine Sichtbarkeit von mitte Februar bis anfang März abends nach 7 Uhr und von mitte August bis anfang September morgens vor 5 Uhr. Doch erreicht in unserer Gegend die Lichtstärke nicht die der Milchstraße. In den Tropengegenden, namentlich am Äquator, erscheint es am hellsten und übertrifft an Glanz die hellsten Stellen der Milchstraße. Ziet leichtes, vom Abendhimmel bewegtes Gewölke vorüber, so spielt dies je nach seiner Dichtigkeit in den verschiedensten Farben. Die günstigste Periode für die Erscheinung des Zodiakallichtes ist dort im Herbst und es erscheint dann nicht nur weit heller und glänzender, sondern auch öfter. Gesehen wurde es schon in den ältesten Zeiten, aber 1683 stellte man erst genauere Beobachtungen an. Laplace, Arago und andere Naturforscher versuchten gleichfalls seine Natur zu erklären, doch ist man über die Ursachen seines Entstehens wol noch nicht entgeltig klar geworden. ff.

Die Pfeife einziehen. Die jetzt ziemlich häufig angewendete Redensart bedeutet bekanntlich: es konnte nicht nach meinem Sinne gehen, ich mußte auf die Ausführung meines Plans verzichten. Wer einen an-

bern schelten will, in seinem Gegner aber einen noch Größern findet, muß die Pfeife einziehen, ebenso ein Praler, der entlarvt wird u. s. w. Luther freut sich in der Auslegung des 82. Psalm (1530), daß „die geistlichen Tyrannen die pfeifen einziehen mußten“ und in der Vorrede zum Propheten Daniel, daß „die besten aus dem himel gestossen sind und die pfeifen einziehen mußten“. An einer andern Stelle beklagt er sich über einige seiner Freunde: „Als ich anfang, wider den ablaß zu schreiben, da zogen sie die pfeifen ein, und ich war länger als drey jare ganz verlassen und reichete mir niemand die hand.“

Sanders denkt bei der Erklärung dieser Redensart an die Sackpfeife, und in der Tat begegnen wir neben ihren Redensarten, wie: die Pfeife in den Sack stecken, im Sacke lassen. Vohj spricht in einer seiner plattdeutschen Fdhylen von einem: Erst wehrt er sich, aber verspricht du ihm guten Anteil am Schatz, „bald trefft (zielt) he de Piep ut dem Sacke“, in der Bedeutung: dann spricht er sich offen aus und ist bereit, an der Unternehmung sich zu beteiligen. Andere Stellen aus ältern Schriftstellern machen aber die Annahme, daß in diesen Redensarten die Sackpfeife gemeint sei, wenig wahrscheinlich. Eine Sackpfeife fürten wol nur Spielleute mit sich, aber des öfters ist die Rede von der Pfeife, die man im Sack, d. i. in der Tasche oder im Kermel bei sich trug. In einer Fabel des Burthard Waldis streiten sich Tanne und Kürbis um ihren Wert. Die erstere spricht zu dem prävalenden Kürbis:

Und wenn dich trifft ein kleiner Reiser (Reisfrost),
Bald zeuhstu in den Sack die Pfeifen.

In Paulis Schwanksammlung „Schimpf und Ernst“ wird erzählt von einem guten Gefellen, der „ungefährlich ein kleines Pfeislein im Ermel hatte, damit er im den weg hett kurz gemacht, zoge es herfür zc.“

In weiten Kermeln pflegte man nämlich in alter Zeit allerlei mit sich herumzutragen. So erzählt Thomas Platter von sich, daß er ein Licht in den Kermel steckte. In Fischarts „Gargantua“ heißt es einmal: „Und konten sich nicht wehren, so voll hatten sie die Ermel gesteckt.“ Außer jener Stelle in „Schimpf und Ernst“ bezeugt auch eine Stelle aus Brants „Narrenschiff“, daß man eine Pfeife im Kermel trug. Die Pfeife war nämlich wie Schellentappe und Britische ein Symbol der Narren; nun sagt Brant an der betreffenden Stelle, daß mancher sich so ernsthaft geberde,

Das man ju och für wizig halt
Bis jm die pff uß dent ermel falt,

d. i. bis man seine Nartheit erkennt. So trug wol mancher die Pfeife bei sich, mit der er sich den Weg verkürzte oder ändern zum Tanz aufblies. Wer aber die Pfeife stecken lassen oder wieder einziehen mußte, nach dessen Sinn und Meinung wollte man sich nicht richten, oder, wer eine andere Redensart sagt, nach dessen Pfeife wollte man nicht tanzen.

-r.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Das Telephon im Dienste der Polizei. In Chicago hat man, wie wir aus Dinglers polytechnischem Journal ersehen, den „Fernsprecher“, um stephanisches Deutsch zu schreiben, bereits in den Dienst der öffentlichen Sicherheit genommen. An passenden Orten sind Polizeiposten errichtet, bei denen sich stets ein Wagen, ein Pferd und drei Mann in steter Bereitschaft befinden. Der Wagen führt eine Bank, Decken und die zur Vorsorge für Kranke oder Verwundete oder verloren gegangene Kinder und zur Festnahme von Verbrechern notwendigen Gerätschaften. Diese Polizeiposten stehen in telephonischer Verbindung mit öffentlichen Alarmstationen, welche — Schilderhäusern ähnlich, längs der Straße in angemessener Entfernung von einander angebracht sind und groß genug sind, um einem Menschen als Zufluchtsort zu dienen. Sie werden durch Schlüssel geöffnet, die an alle angesehenen Bürger und Schutzleute verteilt sind. Derjenige, welcher ein Alarmhaus geöffnet hat, kann telephonisch oder durch einen Zeigerapparat, mit dem nächsten Polizeiposten sprechen. Auch in Privatwohnungen und Geschäftsräumen können Signalkästchen mit oder ohne Telephonrichtung aufgestellt werden. Der Polizeiposten besitzt einen unter Siegel befindlichen Schlüssel zur Wohnung jedes Abonnenten. Die jetzt in Chicago befindlichen 100 Alarmstationen sollen auch in diesem Jahre erheblich vermehrt werden.

xx.

Die Zeitungen der Vereinigten Staaten weisen nach zuverlässig bezeichneten Nachrichten jetzt die Zahl von 9722 auf, die Wochenblätter und Monatschriften mit inbegriffen. Davon erscheinen 843 täglich und 58 dreimal wöchentlich, 7500 sind Wochenblätter, 166 vier-

zehntägig erscheinende Journale und 55 Viertelsjahrshefte. Der Staat Newyork besitzt die größte Zahl und zwar 113 Tagesblätter, 804 Wochenblätter und 322 andere Zeitschriften. Dann folgt Pennsylvania mit 87 Tagesblättern und 748 anderen Publikationen, Illinois mit 67 täglich und 765 weniger oft erscheinenden Blättern, Ohio mit 48 Tagesblättern und 705 anderen Publikationen u. s. w. Der einzige Staat, in dem mehr täglich (13) als anders (11) erscheinende Blätter vorkommen, ist Nevada. Es gibt in den Vereinigten Staaten 9164 englische, 445 deutsche, 30 französische, 27 skandinavische, 24 spanische, 9 holländische, 9 böhmische, 4 italienische, 2 polnische, 2 hebräische, 1 portugiesische und 1 herulesische Zeitung. Die meisten deutschen Journale hat der Staat Pennsylvania, mit 66, Newyork 65, Illinois 56, Ohio 46, Wisconsin 38 und Missouri 20 täglich, wöchentlich oder in längeren Zwischenpausen erscheinend. In mehr als 100 000 Exemplaren werden verkauft, die newyorker „Sun“, „Herold“, „News“, und „Staatszeitung“, der „Philadelphia Ledger“ und der „Boston Herald“. Gleichfalls werden von dem in Newyork wöchentlich erscheinenden „Frank Leslie's Illustrated Journal“ in englischer und deutscher Ausgabe, und der „National Police Gazette“ über 100 000 Stück abgesetzt.

Modetorheiten. Daß die menschliche Phantasie nie ruht und rastet um auf dem Gebiete der Kleidermode womöglich täglich neues, wenn auch in den meisten Fällen geschmackloses zu tage zu fördern, zeigt eine Nachricht aus Paris, nach welchem die Mondschirme das neueste der Saison sind. Man stellt sie her in der niedrigsten Form aus Gaze mit rotem Seidenbände verbrämt. Die Erfinder dieses Modeartikels gehen nämlich von der Behauptung aus, daß die Mondstrahlen ebenso gefährlich seien wie die Sonnenstrahlen und daß man durch diese ebenso leicht mondbsüchtig werden könne wie man durch die heißen Sonnenstrahlen den Sonnenstich bekommen könne. Ferner argumentiren sie: Wie die Sonne die Haut bräunt, trocknet der Mond dieselbe aus und macht sie bleich. Man empfiehlt deshalb die Mondschirme besonders für den Landaufenthalt, weil dort die Spaziergänge im Mondschein am meisten beliebt sind. Der gesundheitsretterische Mondschirm genügt jedoch nicht, man pflegt zu dieser „Novität“ noch Korkschuhe zu tragen, die entsprechend verfeinert in der Form der Holzschuhe gearbeitet sind. Ein kurzer, roth- und gelbgestreifter Rock aus starkem Leinen, ebenso gestreifte Seidenstrümpfe, ein großer, mit einem Bündel Weizenähren geschmückter Strohhut und ein weißes Mouffletuch, welches über die Brust geknüpft wird, vervollständigen diesen Landanzug. — Nun wissen wir wenigstens, woher bis jetzt die vielen Torheiten in der Mode kommen. Die Mondsucht hat sie verschuldet und die wenigen Menschen mit gutem Geschmac werden es dem Erfinder des Mondschirms dank wissen, daß er ein Schutzmittel gefunden. Wir befürchten aber nur, daß noch geraume Zeit vergehen dürfte, ehe genügend Ursache zur Abstattung dieses Dankes vorhanden ist.

Leuchtende Farbe. Die Phosphoreszenz von Mineralien wurde schon 1630 von Casciorola in Bologna beobachtet. Die Versuche nun, die bis in neuerer Zeit damit gemacht wurden, hat Balmain fortgesetzt und haben dessen Erfolge in diesem Jahre in der Fachpresse viel von sich reden machen. Die leuchtenden Pulver sind ihrer chemischen Zusammensetzung nach basisches Schwefelbarium, Schwefelstrontium oder Schwefelcalcium; reine Schwefelverbindungen leuchten gar nicht. Erregt werden die leuchtenden Pulver durch künstliche Beleuchtung, namentlich durch Magnesiumlicht und durch elektrisches Licht und am besten aber durch das Sonnenlicht. Am wirksamsten sind von den Sonnenstrahlen die ultraviolett und violetten; die roten und gelben erregen nicht, sie schwächen vielmehr die violetten. Ein vom Licht erregter Leuchtstein strahlt dasselbe Licht aus, ganz gleich von welchen Strahlen oder ob von farbigem Licht er erregt wurde. Die besten der bis jetzt bekannten Leuchtpulver leuchten 18 Stunden und zwar ist am Schluß nur ein schwacher Schimmer bei völliger Dunkelheit und mit gutem Auge zu bemerken. Empfindenswerth ist, wenn bei der praktischen Verwendung ihnen ein weißer Untergrund von Zinkweiß oder Kreide gegeben wird bleibhaltender Firnis darf nicht verwendet werden. Zur Verwendung: empfiehlt sich diese Farbe für Zifferblätter, Schlüssellockbleche, Feuerzeugständer, Seezeichen, Rettungsgürtel, Taucheranzüge u. s. w. Wird die Decke eines Eisenbahnwagens damit gestrichen, so genügt das, um die Dunkelheit bei der Durchsart eines Tunnels nicht ganz eintreten zu lassen.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fortf.). — Die Zweckmäßigkeit in der Sternenwelt. Von P. Köhler. — Edinburgh. Dritter Reisebrief aus Schottland. Von L. Bierck. — Im Dorf der Schmied. Eine Geschichte aus dem Elsaß von Dr. Max Bogler. (Fortf.). — Auch ein Stück sozialen Lebens. — Boetische Aehrenlese: Die Blinde von Adalbert v. Chamisso. — Julia Capulet. (Mit Illustration.) — Zodiakallicht. (Mit Illustration.) — Die Pfeife einziehen. — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Das Telephon im Dienste der Polizei. Die Zeitungen der Vereinigten Staaten. — Modetorheiten. — Leuchtende Farbe. —